Bedingungen.

Das Abonnement, welches im **Voraus** zu entrichten, beträgt bei Entnahme von **2 Bänden,** welche täglich getauscht werden können:

für einen Monat	2 Mk.
für drei Monate	5 Mk.
für sechs Monate	9 Mk.
für ein Jahr	16 Mk.
Lesegebühr pro Band und Tag für deutsche Bücher	6 Pfg.
" " " " " " fremde Sprachen	10 Pfg.

Auswärtige Abonnenten haben außerdem noch eine Gebühr von **20 Pfg. pro Monat** zu entrichten. Sie erhalten **6 Bände,** welche **wöchentlich einmal** auf ihre Kosten und Gefahr getauscht werden können.

Die Operntexte, die Illustrirten Zeitschriften vom laufenden Jahre, sowie die unaufgeschnittenen Deutschen Bücher sind mit **10 Pfg. pro Band und Tag** zu bezahlen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorräthig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Neu eintretende Abonnenten haben eine Einlage — je nach Zahl des Entnommenen — zu entrichten.

J. Lindauersche Leihbibliothek (Schöpping)
4 Löwengrube 4
(schräg gegenüber der Hartmannstraße.)

Fll. 1899. 5000.

Die Einsame.

Zwei Novellen in einer

von

Hans Hopfen.

Zweiter Band.

Dresden und Leipzig.
Verlag von Heinrich Minden.
1882.

Clementinen's Geschichte.

(Fortsetzung.)

Clementine stürmte in's Haus wie ein Eroberer. Der Vater war nicht daheim. Die Mutter sah sie beim Eintreten erstaunt und mißtrauisch an, als wollte sie das ungestüme Kind mit kaltem Wasser begießen, wenn sie vom Stickrahmen aufstand.

„Bist Du reisefertig?" fragte sie.

„Nein," antwortete Clementine übermüthig vor verschwiegenem Glück.

„So mach', daß Du es wirst!" versetzte die Mutter.

„Wir reisen doch erst in dreien Tagen."

„Nein, morgen!"

„Ist das das Neueste?" fragte Clementine, der es bei den letzten Worten heiß und kalt und dazu so wirblich zu Sinne geworden war, als stürzte ein ganzer Bau ihrer Gedanken auf den einen Stoß hin durcheinander.

„Das Neueste ist zugleich das Unabänderliche," entgegnete Fabian's emsige Gattin, ohne weiter vom

Stickrahmen aufzusehen, in dem die Arbeit noch heute bis zum letzten Strich gefördert werden mußte, und sollt' es die halbe Nacht kosten.

„Der Vater hat's befohlen. Und Du kennst ihn."

„Woher kommt dieser unerwartete Beschluß?"

„Ich weiß es nicht genau," antwortete die Mutter. „Ich glaube, daß Papa durch eine Unterredung mit Herrn Boppel zu früherer Abreise bestimmt worden ist. Er mag wohl Geschäfte in der Stadt haben und das Nützliche gern mit dem Angenehmen verbinden."

„Eine Unterredung mit Herrn Boppel?" wiederholte Clementine und es ward ihr zu Muth, als würde sie glühheißen Leibes in Eis getaucht. Hatte Josephine ihren Vater bewogen, ein verrätherisches, ein aufreizendes Wort zu dem ihrigen zu sagen? Zorn kam über die Argwöhnende. Sie stampfte unbedacht mit dem Fuß auf den Boden und rief: „Was wollte Boppel von Papa?"

Die Mutter sah von der Nadel auf und blickte das ungebärdige Töchterlein scharf an. „Ich weiß es nicht!" sagte sie dann langsam und streng. „Ich habe mich auch nicht darum gekümmert." Und nach einer kurzen Pause, das Angesicht wieder zur Arbeit ihrer Hände kehrend, fügte sie hinzu: „Was hast Du denn die Zeit gemacht, da es dämmerte?"

„Ich habe mit Herrn Walcott geplaudert," sagte Clementine trotzig und froh. Bei seines Namens Nennung aber überkam sie die süße Erinnerung an die jüngst verlebte Stunde und in Gedanken verloren stand sie da.

Auch die Mutter schwieg. Sie wartete, ob ihr Kind nicht endlich den Augenblick gefunden haben mochte, ihr mehr zu sagen.

So entstand eine wunderliche Pause. Es ward ganz still im Zimmer. So still, daß man die Vögel im Bauer hüpfen hörte und der Pendel an der Uhr eine lautere Stimme zu gewinnen schien.

Clementine merkte nicht, wie beredt dies Schweigen war, bis die Frau am Stickrahmen verdrießlich laut aufseufzte. Da lief sie purpurroth aus der Stube.

Das erste, was sie in ihrer Kammer that, war aber nicht, daß sie an's Einpacken ging; sondern sie schrieb in aller Hast an Roger Walcott, damit der Landbriefträger, der des Abends im Gehöfte vorzusprechen pflegte, dem Geliebten von der Beschleunigung ihrer Abreise Kunde bringe.

Dann erst rief sie der Zofe und ließ sich von ihr die weißen Kleider und den mädchenhaften Putz reichen, damit sie sich zum Fest des Onkels schmücken wollte. Bei jedem Stück, das sie berührte, dachte sie erst:

was hilft mir aller Staat, wenn mich Roger nicht darin sieht!

Und lagen die Kleider im Koffer, so strich sie mit der Hand darüber hin und sagte für sich: bald giebt es andere Kleider, wenn ich erst sein Weib bin!

Und bei all' den Gedanken war sie so froh, so glücklich, wie sie nie gewesen war. In derselben Stimmung kam sie nach vollbrachter Arbeit auch hinab, wo Vater und Mutter schon vor dem Theekessel saßen.

War's ein Zufall, war's mütterliche List, welche den Hausherrn auf das Thema gebracht hatte, Curt Caspar Fabian befand sich, da Clementine herabkam, im besten Zuge, Roger Walcott's Lob zu singen. Er war am Nachmittag in der Stadt gewesen und hatte die vollendete Brücke mit den Kennerblicken eines durchaus practischen Mannes betrachtet. Wenn er anders das Richtige traf, so gab es hundert Meilen in der Runde, ja vielleicht auf dem ganzen Kontinent keinen Bau dieser Art, der sich an Solidität und Schönheit mit jenem messen konnte. Der Erbauer sollte auch den verdienten Ehren nicht entgehen. Davor war schon des Sprechers Einfluß gut. Es genügte diesem, der sich wie gewöhnlich am Klange seiner eigenen Stimme begeisterte, nicht, blos das Werk Roger Walcott's zu loben, sondern auch den

Meister, den Menschen, den Gesellschafter, den Gentleman schob er in's hellste Licht.

Clementine sah staunend zu dem guten Vater auf. Sie faltete die Hände vor dem Munde und hütete sich wohl, den Strom so günstiger Worte zu hemmen. Es kam ihr vor, als walteten freundliche Genien um sie her und bereiteten ohn' ihr Zuthun schon zur besseren Hälfte das Werk, das sie sich auszurichten vorgesetzt hatte. Sie wollte diesen Zauber nicht brechen, diesen Segen nicht stören. Was sie sagen würde, sobald der Vater mit seiner Beredtsamkeit am Ende wäre, das wußte sie gar wohl und erwartete mit redlichem Herzklopfen so günstigen Augenblick.

Aber ehe Fabian die Worte versiegten, ward von Herrn Boppel neue Nachricht gebracht, ein Brief, den der Vater hastig erbrach, mit Stirnrunzeln las und, nachdem er ihn gelesen hatte, mit derbem Ausruf unverhohlenen Aergers auf den Tisch warf.

Er ging mit breiten Schritten im Zimmer hin und wieder. Die Mutter sah besorgt vom Stickrahmen zu ihm empor. Clementine war, so wenig sie den Zusammenhang des Briefes mit Väterchens Laune begriff, doch nicht anders zu Muth, als würd' es auf einmal stockfinster.

„Alte Nachtmütze, die zu keinem Entschluß kommt!“ rief Curt Caspar Fabian nach einer Weile. „Ich

entscheide mich um seinetwillen, achtundvierzig Stunden früher abzureisen und zwei Tage in der Hauptstadt zu bleiben, um seinen Wunsch zu erfüllen — und zwischen Mittagbrod und Abendessen hat er sich wieder eines anderen besonnen!“

Mit leisen Fragen und lauten Antworten stellte sich heraus, daß Josephinens Vater irgend ein Grundstück in der Residenz zu erwerben geneigt gewesen war und den Vater Clementinens, der denn doch demnächst den Weg durch die Hauptstadt nehmen mußte, gebeten hatte, ihm zu Liebe daselbst einen oder zwei Tage zu verweilen und das Geschäft an seiner Statt und nach eigenem Gutdünken zu vollziehen. Nun meldete der Alte plötzlich, daß sich der Herr Nachbar seinetwegen nicht bemühen sollte, da er, Boppel, selber demnächst dorthin zu reisen und den Handel, in dem er ein Haar gefunden, nur selber abzuschließen gedächte.

Nun, Curt Caspar Fabian konnte das einerlei sein, und er sagte das auch derb genug. Aber Boppel auf Reisen, Boppel in der Residenz, er, der seit einem Jahrzehnt nicht die Provinz und kaum sein Gehöft verlassen hatte — die Vorstellung war zu barock, als daß der Andere sich nicht darüber hätte erbosen sollen.

Mutter und Tochter sahen einander an, während

der Vater noch immer zornig in der Stube auf und nieder ging.

Curt, der Sohn, kam arglos zur Thüre herein und wollte sich mit irgend einem Scherzwort zu Tische setzen. Es war übel angebracht zur Stunde.

Der Vater maß ihn mit seinem Herrscherblick und sprach dann sehr ernst: „Curt, Du hast getrunken! ... Ich mag nicht, daß Du Dich in Deiner Weinlaune an den Tisch Deiner Mutter setzest. Guten Abend also!“

Die Mutter nahm Curt, der heute nicht anders als gewöhnlich war und, genau betrachtet, wohlgelaunten Menschen kein Aergerniß gegeben hätte, in Schutz. Sie hatte den Sohn seit Morgen nicht gesehen und wollte den Liebling vor der Abreise gern eine Stunde um sich haben.

Aber Curt Caspar Fabian hatte gesprochen. Er wiederholte daher nur etwas lauter sein verabschiedendes „Guten Abend!“

„Guten Abend!“ antwortete der jüngere Curt, nicht ohne Lustigkeit sich in sein Schicksal ergebend, stand auf, zuckte die Achseln, küßte der Mutter die Hand und ging vor die Thüre.

Nachdem sein Schritt auf dem Gang verhallt war, nahm die geärgerte Frau das Wort und sagte zu ihrem Gatten: „Da es nun keinen Zweck hat,

sich in der Hauptstadt zu verweilen, brauchen wir wohl auch morgen noch nicht abzureisen."

Ihr Mann setzte die Theetasse, daraus er trank, würdevoll auf den Tisch, wischte sich den Mund und ließ mit jener eiskalten Höflichkeit, deren sich die größte Entschiedenheit zu bedienen liebt, die Worte fallen: „Wir reisen morgen! Ich glaubte, diesem meinem Beschluß bereits allgemein verständlichen Ausdruck gegeben zu haben."

Dies gesagt, stand er auf und ging nun gleichfalls aus der Stube. Die beiden Frauenzimmer blieben allein.

Die Mutter ergab sich seufzend in ihr altgewohntes Geschick und führte dann nur um so emsiger die Nadel, welche heute noch so viel Arbeit zu verrichten hatte.

Clementine würde ihr am liebsten Vorwürfe gemacht haben, hätte sie nur gewußt, warum. Doch da es der Mutter wohl ebenso ihr gegenüber zu Muthe sein mochte, hütete sich jene, an einen Groll zu stoßen, der nur einer beliebigen Veranlassung wartete, um sich auf das Haupt eines Unschuldigen zu entladen.

Mit jeder Minute ward sie trauriger. War nicht alles im besten Zuge gewesen, ihren Wünschen zu entsprechen . . . da mußte der verwünschte Brief dieses Boppel kommen!

Boppel, Boppel! klang es ängstlich in Clementinens Seele wieder. Sie wußte nichts, sie sah nicht klar, aber ihr schwante, daß von dieser Seite Unheil drohte.

Wenn es möglich war, ihr Glück zu bergen, ehe der Sturm losbrach! . . .

Sie wollt' es versuchen. Sie wollte den Vater zu besänftigen suchen. Noch heut' am Abend.

Sie sagte der Mutter, daß sie dem Vater gute Nacht zu wünschen ginge. Diese, die wieder ganz mit ihrer Arbeit befaßt war, hatte nichts dagegen, daß die Tochter sie allein ließ. Und um so weniger, als nun Curt, der den Vater abgehen hörte, wieder erschien — freilich nicht nüchterner als vordem. Clementine schlich sich vor des Vaters Thür. Aber diese gab dem Druck der Klinke nicht mehr nach. Von den Fenstern ging kein Lichtschimmer mehr aus. Curt Caspar Fabian hatte wie gewöhnlich, wenn seiner Entrüstung die Worte oder der Gegenstand fehlten, das bessere Theil erwählt und sich einem gesunden Schlaf zur Tröstung und Beruhigung übergeben.

Das Mädchen stand vor der Thür auf dem Gang. Sie legte ihre Stirn an den Angelpfosten und fing bitterlich an zu weinen. Das Glück war ihr so nahe gekommen, daß sie nur die Hand aus-

zustrecken brauchte, damit sie es haschte — da war die wunderbare Laune durch einen plötzlichen Zufall verschüttet worden.

Nun konnt' es lange Tage währen, bis der aufbrausende Vater wieder so herrlich wie heut Abend gestimmt war, er, der immer nur einen Gedanken mit sich herumtrug und mit diesem einen so haushälterisch umging, daß er ihn nicht gerne fahren ließ, wenn ihm nicht ein anderer aufgedrungen wurde, der ihm leichter faßlich schien.

Auf der Reise, im Gewühl und Festjubel einer silbernen Hochzeit auf dem Lande, an der polnischen Grenze, — ob sich da eine gute Stunde werde finden und benützen lassen, das stand dahin. Clementine hoffte darauf, aber mit einem schweren Herzen, wie sie lange nicht gefühlt, ging sie an diesem Tage, der so viel Glück und Seligkeit gebracht hatte, zu Bette.

Und wieder wie in jenen Fiebernächten, da sie sich trostlos nach Roger Walcott's Liebe gesehnt hatte, mied sie heute der Schlaf, nun sie doch seiner Gegenliebe sicher war.

Der Alte stand am Morgen nicht menschenfreundlicher auf, als er sich am Abend niedergelegt hatte.

Da er wirklich selber nicht recht wußte, was er in der Hauptstadt wollte, und nur der lieben Autorität und Hausvaterwürde wegen der vernünftigeren

Gattin gegenüber auf sein ausgesprochenes Wort sich gesteift hatte, so war er zu seiner ärgsten Verstimmung heut' einmal mit sich selbst unzufrieden. Aber lieber am eigenen Wort ersticken, als sich soweit vergeben, sein Unrecht einzugestehen, und seinen so entscheidend erlassenen Befehl widerrufen.

Nun hätte solch ein Widerruf auch wenig Ehre eingebracht. Die Stickrahmen waren bereits leer, die Koffer auf den Wagen geladen, das Frühstück der bevorstehenden Reise angemessen, umständlicher als gewöhnlich angerichtet.

Mutter und Tochter kamen mit gerötheten Augen zu Tisch. Die eine hatte die halbe Nacht gestickt, die andere die halbe Nacht verweint.

Curt Caspar Fabian sah eine nach der anderen an. Er hatte ein nicht ganz deutliches Gefühl, an der Röthung dieser beiden Augenpaare schuld zu sein. Das that ihm in aller Stille recht leid. Merken durfte er sich davon nichts lassen. Aber er nahm sich schweigend vor, einer jeden von beiden Damen in der Hauptstadt etwas recht Schönes zu kaufen. Das würde sie schon mit der früheren Abreise versöhnen. Nach Außen war er derweilen um so bärbeißiger, nur um sich ja nicht zu verrathen und sich dabei vor den Seinigen etwas zu vergeben.

Roger Walcott war, entsprechend dem Briefe,

den er am frühen Morgen erhalten hatte, zum Bahnhof gekommen. Er traf die Familie, da sie eben in einem Coupé hatte Platz nehmen müssen, das bereits mit drei oder vier anderen Fahrgästen bevölkert war.

Der Zug war überfüllt. Dieser Uebelstand legte neue Kohlen an das Feuer des Unmuths, welches bereits in Curt Caspar Fabian's Gemüth loderte. Er, der sich für einen der angesehensten, wenn nicht gar für den allerangesehensten Bürger der Umgegend hielt, war außer sich vor Entrüstung, daß weder Stationschef noch Schaffner ihm einen seiner Wichtigkeit angemessenen und bequemeren Platz anweisen mochten. Und als, das zu bewirken, auch Roger Walcott nicht gelang, der doch als Erbauer der neuen Brücke ein Wort hier einlegen konnte, da fand er auch diesen rücksichtslos und ungefällig und schmollte in seinen Schnurrbart hinein.

Der Amerikaner versäumte in seinem redlichen Bemühen, den drei Freunden einen bequemeren Wagen zu ermitteln, die letzte Viertelstunde, die er mit Clementinen hätte reden können. Mit kurzen Worten und langen Händedrücken nahmen Mutter und Tochter von ihm Abschied. Die Glocke tönte laut. Noch ein Blick aus den seelenvollen Augen Clementinens. Ein letzter Gruß. Ein Winken mit der Hand . . . Und

der Zug fuhr rasselnd und schnaubend zur hochbogigen Halle hinaus.

Roger Walcott sah ihm nach, wie er in Eile davonrollte, sah, wie das Wölkchen Rauch, das in der Landschaft hinterblieb, von der strahlenden Sonne des letzten Maitages aufgesogen wurde. Dann ging er langsam nach der Stadt zurück.

Wann wird er sie wiedersehen?

In acht Tagen! Acht Tage sind eine kurze Zeit.

Seltsam erschien ihm sein eigenes Gefühl. Monatelang hatte er gezögert, sich selbst zu gestehen, daß ihm das Mädchen lieb geworden. Nun war es keine acht Minuten fort, so plagte sein Herz die Sehnsucht. Und als es erst acht Stunden waren, da ward ihm bange, wie er sich acht volle Tage ohne die liebgewordene Gewohnheit also trauten Verkehrs behelfen sollte.

Ein innerlich Verwandelter ging er stillbetrübt umher. Erst am dritten Tage kam ein Brief von Clementinen. Es konnte früher keiner kommen; aber mit welcher Ungeduld war der erwartet worden! Mit welcher Sehnsucht erwartete Clementine den seinigen!

Er schrieb hin und sie schrieb her, und der Tag hatte für keinen der Beiden ein wichtigeres Ereigniß, als das Erwarten oder Eintreffen eines Briefes von geliebter Hand.

Fünf Tage der leidigen Trennung waren bereits also verlaufen. Da kam Roger Walcott eines Abends nach seiner Wohnung in der Hoffnung, ein Schreiben Clementinens auf seinem Tisch zu finden.

Da lag auch wirklich eines. Und sein Inhalt war lieb und süß wie der seiner Vorgänger und Nachfolger. Aber heute zum ersten und einzigen Mal ward Roger Walcott seinem Inhalt nicht so ganz gerecht. Das hatte ein anderes Blatt verursacht, welches neben Clementinens Brief gelegt und vor diesem gelesen worden war.

Ein Kabeltelegramm von wenig Worten.

Seine Schwägerin hatte es ihm aus Boston gesandt und das war sein Inhalt:

„Robby schwer erkrankt. Aerzte befürchten typhöses Fieber. Komme zu uns. Nächstes Telegramm Hamburg.“

Sein einziges Kind! Sein Herzblatt, sein Knabe krank! lebensgefährlich krank und der Vater so weit!

Ihm war, als legte das Schicksal eine knöcherichte Hand an seine Gurgel und würgte ihn, daß ihm der Athem vergehen sollte.

Roger Walcott hatte viele Menschen sterben und die liebsten Augen, die ihm auf der Welt geleuchtet, brechen sehen. Er wußte, wie schnell oft die Sense des Knochenmannes mäht. Wenn ihm der Knabe

starb, ehe der Vater ihn erreichte, was hatte das Leben noch übrig, das ihn zu trösten vermochte!

Roger Walcott wünschte sich keinen Zaubermantel, kein Flügelpaar, weil er wußte, daß sie dem Sterblichen nicht gegeben werden. Aber die Nacht schon traf ihn auf der Reise nach Hamburg.

Hundert Mal hatte er die wenigen Worte Mary Walcott's gelesen. Es mußte schlimm stehen, wenn diese so und nicht anders schrieb. Er kannte sie. Das war keine von den Frauen, die, um sich wichtig zu machen oder um der Hitze ihres Temperaments ein Ventil zu öffnen, Anderen Angst einjagen. Das war eine tüchtige, kluge, ernsthafte Frau. Sachgemäß und treu in allem, was sie that. Telegraphirte sie, so war's nicht zu früh, nicht zu spät. Aber was war früh, was spät bei einer so tückischen Krankheit!

Süßes Leben, bleibe mir erhalten! flehte der Mann in der Inbrunst seines Herzens und faltete die Hände vor dem schweigenden Mund und litt unsagbar. Die Räder rasselten auf den Schienen, der Wagen schaukelte, windschnell fortgerissen, hin und her, Lichter streiften den Zug, Stimmen schollen; der ganze gleichgiltige, geschäftsmäßige Lärm eines Eilzuges spielte sich heute wie gestern, wie alle Tage ab. Und Roger Walcott saß in seinem leeren Coupé und schrie aus

der Tiefe wortlos zu seinem Gott. Denn Gott allein noch konnte helfen.

Das Telegramm, das er in Hamburg vorfand, lautete nicht viel anders, als das gestern erhaltene.

Erst jetzt kam er kurz vor Abgang des Dampfers dazu, an Clementinen zu schreiben.

Der Gedanke an des Mädchens Liebe war ihm in diesem Augenblicke kein Trost; um ihretwillen seine Abreise zu verzögern kein Gedanke. Aber er war sich trotzdem nicht nur seiner Pflicht, sondern auch seiner Liebe bewußt, und weil er bei einer so langen Abwesenheit nicht ohne Nachricht von der Geliebten bleiben wollte und ihn fortgesetzte Heimlichkeit bei so redlichen Absichten seiner unwürdig däuchte, so schrieb er nicht nur an Clementinen, sondern auch an deren Mutter, und bat dieselbe um Erlaubniß, mit dem liebenswürdigen Mädchen, das ihm theuer geworden war, brieflichen Verkehr zu pflegen.

Nachdem dies letzte Geschäft, welches Roger Walcott auf dem Kontinente zu erledigen hatte, rasch abgemacht war, ging er zu Schiff.

Während er mit schwerem Herzen auf dem Meere der Heimath zuschwamm, schwelgte, tanzte, lachte man arglos auf einem Gutshof an der polnischen Grenze. Die beiden kurzen Briefe Roger Walcott's schlugen überraschend in Curt Caspar Fabians Familie ein

und verursachten zunächst Ernüchterung in also festlichem Treiben und dann eine Reihe von Auseinandersetzungen ziemlich aufregender Art.

Am wenigsten waren der Mutter Roger Walcott's Eröffnungen auffällig, und dem entsprechend enthielt auch ihre Antwort die Erlaubniß, daß der Amerikaner ihrer Tochter Briefe schreiben durfte, zugleich aber einen Anklang von Besorgniß, daß ein hochverehrter Gatte wohl schwerlich sich in den Gedanken finden werde, seine einzige Tochter fern über's Meer in einen anderen Welttheil zu entlassen.

Sie selbst machte kein Hehl daraus, daß sie Walcott's Bewerbung lang vorausgesehen und gern gesehen habe. Es freute sie, daß Clementine nunmehr offen Farbe bekannte, jeder Einwendung, jeder Anfechtung zum Trotz ihre tiefe Neigung zu dem fernen Manne rückhaltlos aussprach und, was man auch dagegen sagen und thun möchte, treu an ihm festhalten zu wollen versicherte.

Curt Caspar Fabian war über die Maßen verblüfft. Er hatte sich nichts weniger als solch einen Herzensbrand im eigenen von ihm so wohl überwachten und sicher geleiteten Hause träumen lassen. Er that zwar dergleichen, als wär' auch ihm die Geschichte nichts Neues und hätt' er sie bei der hohen Achtung, die er vor des Amerikaners Charakter und

Tüchtigkeit empfand, nicht ohne Wohlgefallen so weit wachsen lassen.

Bis hieher wohl, ob aber weiter? Darüber wollte sein sorgenschweres Haupt erst nach vollbrachten Festesthaten nachdenken.

Clementine hatte das Gefühl, daß ihr eigener Plan durch einen grausamen Zufall verschoben worden und ihr gestrenges Väterchen im Tiefsten verletzt sei, weil man nicht ihn vor allen Anderen in's Vertrauen gezogen, sondern just er von allen Anderen zuletzt davon erfahren hatte.

Vor der Hand wog aber in des Mädchens Seele die Angst um Roger Walcott, den Entfernten, und um sein krankes Kind jede andere Sorge auf. Wenn ihr nur der Geliebte jenseits des Weltmeeres treu verblieb, mit des guten Vaters Launen und Verdruß wollte sie schon rechtzeitig fertig werden.

Indessen stellte sich allmälig heraus, daß solches Unterfangen diesmal auf ganz unerwartete, schon recht festgewurzelte, wenn auch noch lange nicht aufgedeckte Hindernisse stieß.

Curt Caspar Fabian, der sich auf der Reise nach seines Schwagers Wohnort nicht zwei, sondern drei Tage in der Hauptstadt aufgehalten hatte, war dort noch mit dem biederen Boppel zusammengetroffen, und der Alte hatte ihn mit allerhand ganz neuen Lebens-

plänen bedenklich überrascht. Er war auf einmal in seiner ländlichen Zurückgezogenheit und Beschaulichkeit dahinter gekommen, daß er es seiner Tochter schuldig sei, die Heirathsfähige unter mehr und bessere Leute zu bringen, als ihm dies in der Provinz möglich war. Josephine sei über zwanzig Jahr alt, sein einziger Erbe und ein stattliches und liebenswürdiges Mädchen, das es nicht verdiene, in seinem Gutswinkel als alte Jungfer zu versauern oder als Gattin eines der Rüpel in der Nachbarschaft zu verbauern. Bisher hätten Mutter und Tochter von einem Ortswechsel nichts hören mögen. Aber am Tage vor Clementinens Abreise wäre Josephine plötzlich sehr vernünftig nach Hause gekommen und hätte ihm von freien Stücken erklärt, daß sie nunmehr in seinen Wunsch willige, daß sie gern in eine große Stadt ziehen werde und das Leben auf dem Lande gründlich satt habe.

Der alte Boppel versicherte hoch und theuer, daß man ihm nichts Erfreulicheres hätte vermelden können, aber er sah dabei nicht so entzückt aus, als er zu sein vorgab, und das war auch ganz natürlich bei einem Manne, der sein halbes Leben auf derselben Scholle, in gleichmäßiger, altgeregelter Thätigkeit, in liebgewordener Gewohnheit verbracht hatte. Doch hielt er solch Opfer seinem Kinde gegenüber für Pflicht, denn Josephine schien ihm vor der Zeit zu

welken und von jener Traurigkeit befallen, die der Mutter Zuspruch nicht heben und des Vaters Liebe nicht verscheuchen kann.

Da aber ein Mann wie er nichts halb thun wollte, so dachte Boppel nicht nur an eine größere Stadt, sondern an die größte, die Hauptstadt des Landes, und wenn sich dort gute Gelegenheit fand, so wollte er Grundbesitz erwerben und dort gleich wie früher daheim als ein stattlicher und angesehener Mann auftreten. Nach seiner Ansicht war man an einem Ort erst Jemand, wenn man daselbst Gründ und Boden besaß. In diesem Glauben war er groß geworden, und die Seinigen dachten nicht anders als er.

Als Curt Caspar Fabian von solchen Absichten hörte, drängte sich ihm die Frage auf die Lippen, ob Boppel denn etwa daran dächte, sich seines schönen Landgutes zu entäußern.

Und als dieser darauf nur ein: „Warum denn nicht!" hören ließ, stieg seinem Nachbarn das Blut zu Kopf und er hatte von dieser Minute an nur den einen Gedanken, wie es von langer Hand vorzubereiten sei, daß er selber eines Tages Boppel's schönes großes Gut zu seinem kleinen erwerben möchte. Dann war der Traum seines Lebens erfüllt.

Das hatte ihm von Jugend an im Sinn gelegen, die Grenzen seines Eigenthums so weit auszudehnen,

daß er vor seinem Grundbesitz sachverständigen Respect fühlen könnte. Aber daran war bisher nicht zu denken gewesen, daß ein erbeingesessener und bereits alternder Mann noch bei Lebzeiten von der Stelle rücken und vom unruhigen Geiste der Neuzeit so empfindlich berührt werden sollte, um auf seine grauen Tage noch ein Großstädter zu werden und seinen Lebensgewohnheiten und seinen Geschäften frischen Zuschnitt zu geben.

Da überraschte der Treffliche selbst ihn mit so unerhörten Entschlüssen.

Solch ein Landgut aufgeben! Und warum? Wegen eines bleichsüchtigen Mädchens, das hoch hinaus wollte! Was man nicht alles an seinen Freunden erleben muß!

Einem Manne wie Curt Caspar Fabian hätte man nicht mit solchen Rücksichten kommen dürfen. Wahrlich nein! Doch jedem seine Art. Und er wollte Boppel's Art loben und preisen, sobald es ihm gelang, den gewünschten Vortheil daraus zu ziehen.

Curt Caspar Fabian ein großer Grundbesitzer! Der Gedanke war berauschend, war berückend. Er konnte ihn nicht mehr loslassen.

Aber wie war der Gedanke zur Wirklichkeit zu machen?

Es quälte sein Gehirn zu schanden. Sein Schlaf ward kurz und sein Hunger ließ nach. Die silberne

Hochzeit seines Verwandten hätte ihm jetzt gestohlen werden können.

Sein Baarvermögen war nicht bedeutend genug, um sich an den Kauf eines solchen Gutes wagen zu können. Und im Uebrigen war der nächste Nachbar eher als ein anderer geeignet, Curt Caspar Fabian in die Karten zu sehen und ihn zu überführen, daß er nicht lauter Atouts in der Hand hielt.

Er allein konnte seinen Wunsch nicht erfüllen, das war ihm klar. Aber wo war einer zu finden, der sich mit ihm in das Unternehmen einließ und so, wie er es allein wünschen konnte!

Da war guter Rath theuer.

Mit schwerem Herzen und brennendem Kopf, wie nie zuvor von einem einzigen Gedanken erfüllt, der alle anderen aufzehrte, begab er sich mit den Seinigen auf die Reise nach der polnischen Grenze.

Mutter und Tochter schrieben sein mürrisches, verschlossenes Wesen auf den Groll, den ihm Roger Walcott's Brief erregt hatte, und betrübten sich über den nachhaltigen Verdruß, welchen die ehrliche Annäherung eines braven jungen Mannes in einem sonst so guten Herzen hinterließ, während Clementinens Vater längst nicht mehr an ihren Geliebten dachte und in diesen Augenblicken ihn widerstandslos in seine Arme geschlossen haben würde, wofern er ihm die

Versicherung gegeben hätte, er sei bereit, sich in Deutschland einzubürgern, in der Provinz Grundbesitz zu erwerben und, von seinem künftigen Schwiegervater richtig berathen, seine Absichten auf Boppel's schönes Gut zu richten.

Aber Roger Walcott war weit weg, man konnte ihm solche Zumuthungen nicht so mir nichts dir nichts eingeben, und darum zog ihn auch Curt Caspar Fabian nicht in Betracht und dachte überhaupt um so weniger an ihn, als auch die Seinigen den Namen des Mannes nicht nannten, in der Meinung, damit den unbegreiflichen Groll des Familienhauptes zu nähren.

Bei den Verwandten angelangt, ließ die Mutter sich allmählich zerstreuen, anregen und unterhalten. Clementine nahm an den Festlichkeiten nur äußerlichen Antheil und nippte gleichsam nur vom Becher der Freude, wo es nicht zu vermeiden war. Der Vater aber ging mit erhobenem Kinn und forschenden Augen unter den Gästen, die von diesseits und jenseits der Grenze ziemlich zahlreich erschienen waren, herum, den unbekannten Mann zu finden lüstern, der seinen ruhelosen langgehegten Wünschen zum guten Ende zu helfen Willens und im Stande sei.

Clementinens Aufregung steigerte sich von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. Die Trennung

von dem Geliebten, die unbegreifliche Stimmung des Vaters, und dazu dies Familienfest, das ihr in seiner Veranlassung gleichgiltig, in seiner Ausführung unerträglich erschien, das aber in einem fort ihre Theilnahme, ihre Verstellung, ihr Lächeln beanspruchte, — sie wußte nicht, wie sie all' das Ungemach ertragen sollte; sie wunderte sich jeden Morgen und jeden Abend darüber, daß sie vor Gram nicht verrückt geworden war; sie wäre am liebsten auf und davon gelaufen.

Wohin? ... In die weite Welt, in den Tod ... Ach nein, zu ihm und immer zu ihm! Aber er war so weit!

Ein herbes Gefühl innerlicher Lostrennung von den Ihrigen vollzog sich im Gemüthe des Mädchens, und es fühlte das bitter. Noch immer ging daneben die Hoffnung her, daß all' das Elend nicht von Dauer sein könnte, eine Hoffnung, wie sie der Träumende hat, dem mitten unter quälenden Vorstellungen der Gedanke sich anschmiegt: es ist ja nur ein Traum und du wirst bald daraus erwachen!

Der gute Vater mußte eines Tages sich ihrem Flehen gefangen geben. Sein Groll konnte nicht dauern, besonders wenn die Mutter ihr half. Und diese schien es ja zu wollen.

Und half diese nichts und blieb der Vater hart

— je nun, sie zweifelte keinen Augenblick, daß sie auch trotzdem Roger Walcott's Weib werden müsse und werden werde. Sie war ihm verlobt; keine Macht der Erde sollte sie von dem angebeteten Manne trennen!

Sie schrieb ihm das Alles. Sie schrieb ihm täglich und so oft sie sich nur aus dem Getriebe dieser frohsinnigen Thoren hinwegstehlen konnte. Sie schrieb ihm mit den innigsten Worten, die sich je in einem verliebten Mädchenherzen gefunden hatten, und schwor sich ihm auf's Neue zu eigen und flehte um seine Gegenliebe.

Die Tage dehnten sich ihr, das Fest schien kein Ende zu nehmen. Dies unausstehliche Zechen, Toasten und Tanzen, diese plappernden Damen, diese halb oder ganz angetrunkenen Cavaliere waren ihr zum Ekel. Wenn sie nur wieder daheim in ihrem Stübchen wäre, wo sie ungestört an ihren Roger denken konnte, daheim in ihrem Garten, wo sie so oft mit ihm gewandelt war!

Es war nicht leicht, sich dem Gewühle, dem Geschwätze, den Zumuthungen dieser angeregten Menschen zu entziehen; sie liebte es sonst, sich zu beherrschen, sich zu verstellen; aber sie wollte nicht fröhlich scheinen nach Kränkungen, wie sie sie vom eigenen Vater erlitten hatte; sie wollte diesen nicht glauben lassen,

daß sie fröhlich wäre und daß es überhaupt für sie noch eine Freude gäbe, die Roger Walcott nicht mit ihr theilte.

Curt Caspar Fabian hatte andere Sorgen im Kopf, als ob sein Tinchen guten Muthes sei. Er hatte mit Schwager und Bruder gesprochen, um sie seinen Plänen günstig zu stimmen; aber er hatte weder beim einen noch beim anderen Glück gehabt. Ihnen beiden lagen Boppels Grundstücke zu fern, und die schöne Aussicht, lediglich für ihres lieben Blutsfreundes Stolz und Behagen ihr Vermögen zu riskiren, begeisterte sie keineswegs. Was sonst von Gästen aus der Nachbarschaft die Feier dieser silbernen Hochzeit mitmachte, regte in dem Pläneschmied entweder kein Vertrauen an oder vereitelte dasselbe schon nach dem ersten vorsichtigen Anklopfen.

Auch Curt Caspar Fabian sehnte das Ende der Woche herbei, ließ sich aber bis dahin auf gut polnisch traktiren und fetiren und ward also einen Theil seiner Verstimmung los. Clementine ging ihm aus dem Wege.

Noch ein Tag, dann sollten die Koffer gepackt werden. In dieser Aussicht wurde das tolle Treiben in Saal und Halle um so ärger.

Clementine war wieder in die freie Luft geflohen und saß zwischen Schloß und Dorf auf einer Bank

und starrte vor sich hin. Sie hatte still für sich geweint und trocknete sich jetzt schier gewaltsam die Augen.

Es war ihr zu Muthe, wie wenn ihr das Herz zerspringen sollte. Es war ihr, als ob in der Fremde das Unerträgliche noch unerträglicher wäre und der Schmerz ihrer Sehnsucht sie um den Verstand bringen müßte. Sie zwang Augen und Ohren rund um sich zu sehen und zu hören, als suchte sie in ihrer Verzweiflung nach irgend einem Eindruck, der sie ein bischen zerstreuen könnte.

Zwischen lichtgrünen Bäumen sah sie brandrothe Schindeldächer stehen; auch ein schwarzes war darunter, ein Schieferdach, und unter diesem Dach hockten auf einer Sparre zwei Tauben und schnäbelten.

Sie sah ihnen zu, bis ihr darüber die Thränen kamen und ihr die Blicke verschleierten.

Ein Leierkasten ließ sich vernehmen. Sie hatte daheim schon die Melodie oft genug gehört. Sie kannte den Rundreim, der zu dem Liede gehörte.

„Sollte mir das Herz auch brechen,
Brich mein Herz, was liegt daran!"

Eine Weile sprach ihr die Drehorgel zu Gemüthe, dann ward ihr dieser Zeitvertreib zuwider.

Sie fand auch hier im Freien keine Ruhe. Stand auf und trocknete die Augen.

Schmutzlachen, wackelnde Enten, halbnackte Bauernkinder — überall dieselbe Staffage.

In einer Schenke, daran sie vorüberging, spielte ein Bauer die Fiedel. Erst den Taczanowskimarsch, dann einen feurigen Mazur. Es war Kraft und Saft in diesen Tönen. Clementine stand still und horchte einen Augenblick auf den wilden Künstler. Die Bauern jubelten und tanzten. Auf einmal ballten sich die Gruppen zusammen. Häupter reckten sich. Ausgestreckte Hände wiesen auf die Landstraße.

Ein stolzes Gespann mit vier flinken Pferden kam herangefahren. Ein hübscher, blonder Mensch, ein schnurrbärtiger Cavalier mit heiteren Augen, die selbstbewußt und unternehmungslustig in die Welt blitzten, lenkte von hohem Bock das Gefährte, das mit sausenden Rädern vorüberflog.

Clementine freute sich an den guten Rossen und sah ihnen nach.

Die Bauern warfen die Mützen in die Höhe, wo sie des Viergespanns ansichtig wurden, und fiedelten und johlten noch lauter und emsiger als zuvor.

Der Wagen fuhr in den Gutshof ein. Der Lenker sprang vom Bock, und schon kamen Wirth und Gäste ihm auf dem Perron entgegen, mit Mienen und Zurufen, als begrüßten sie einen zwar verspäteten, aber beliebten Gast.

Das traurige Mädchen ging an den rauchenden Pferden vorüber, verschloß sich in ihr Stübchen und schrieb an den entfernten Geliebten.

Als sie gegen Abend wieder in den Garten hinabkam, sah sie ihren Vater mit dem jungen Mann unter den Bäumen auf- und niederwandeln.

Die beiden Herren schienen sich sehr eifrig und ernsthaft mit einander zu unterhalten. Das wunderte sie um so mehr, als es Curt Caspar Fabian gemeinhin etwas schwer wurde, mit Unbekannten ein Gespräch anzubinden und ihm überdies das Gefühl seiner Würde Zurückhaltung gegen Fremde zur Pflicht machte.

Als man ihrer ansichtig geworden war, stellte der Vater seiner Tochter den neu angekommenen Gast vor. Der Name war ziemlich lang und Clementinens Gedanken so weit weg, der ganze Mann — wie alle außer einem — ihr so gleichgiltig, daß sie in der nächsten Minute nicht hätte sagen können, wie der eben genannte Herr eigentlich hieß. Sie ging noch ein Weilchen neben den beiden Männern hin, die nach einigen üblichen Fragen an die Dame sich wieder in ihr früheres Gespräch vertieften.

Es war erst von Roggenernte, dann von Wollpreisen und endlich von Pferden die Rede. Clementine hörte nicht darauf hin; nur ab und zu schlug eines dieser Worte, wie sie später sich erinnerte, an

ihre Ohren. Der Fremde schien Fabian's Anschauungen durchaus nicht zu theilen und ihm artig aber entschieden zu widersprechen.

Auf einmal ward das Unbehagen, welches das Mädchen an der überlästigen Gesellschaft empfand, gesteigert, ohne daß es sich gleich über den Grund dieser Empfindung klar werden konnte.

Dies rief sie aus ihren wachen Träumen zur Gegenwart zurück. Die Augen erhebend, merkte sie, daß das Gespräch der beiden Männer ein langsameres Tempo angenommen hatte, daß es zuweilen stockte, und daß die Augen des Jüngeren forschend, fragend, staunend auf sie gerichtet waren.

Sie machte dem Zwischenspiel kurz ein Ende und nahm Urlaub mit dem Vorgeben, daß es für sie an der Zeit sei, sich zum Balle vorzubereiten. Grüßte und ging.

Auf dem Ball selbst kam sie sich wie ein Opferthier vor, das man schmückt, um es zu quälen. In all' dem festlichen Getümmel war kein Mensch, dem sie ihr Leid klagen, ihre Sehnsucht hätte vertrauen dürfen.

Es verlangte sie nach ihrem Bruder Curt, der guten einfachen Seele, deren Werth sich der Vereinsamten in der Ferne so sehr erhöhte. Noch drei Tage, dann war sie wieder daheim und konnte wenig-

stens diesem Gutmüthigen ihr übervolles Herz ausschütten.

Was hier um sie vorging, darauf achtete sie nicht. War ihr doch Alles verhaßt. Man drehte sie im Tanze. Die Bewegung hatte sie sonst immer entzückt. Heute steigerte das nur ihre Kopfschmerzen, und sie mußte mehr als einmal stürmischen Bitten Gewährung versagen.

Auch der junge Mann, der ihr vor wenigen Stunden vom Vater war vorgestellt worden, hatte mit ihr etliche Mal herumgewalzt. Dann war ihr schwindelig geworden und zum ersten Mal im Leben hatte sie mitten auf einem Ball eine Ohnmacht angewandelt.

Nun war sie doch des Tanzens überhoben für heute. Man suchte sie durch Plaudern zu unterhalten. Ein und anderer dieser Beflissenen erzählte ihr auch, daß der Herr, mit dem sie zuletzt gewalzt, ein Gutsherr aus der Nachbarschaft sei, der aber noch nicht sehr lang in dieser Gegend hause und sich erst vor Jahr und Tag hier angekauft habe. Aber er mache bereits viel Redens von sich, sei ein glänzender Weltmann und ein rühriger Geist, der sein neues Besitzthum entweder nach und nach erstaunlich in die Höhe bringen oder sehr bald gründlich ruiniren werde.

Andere waren anderer Ansicht, je nachdem sie

älteren oder neueren Anschauungen in landwirthschaftlicher Praxis huldigten oder mit dem willkommenen Gegenstand eines ohnehin schleppenden Gesprächs in Freundschaft oder Zwist lebten.

Clementine hörte kaum auf diese Reden. Es ward ihr immer unbehaglicher. Sie stand auf, nickte, schwankte und ließ sich aus dem Saale führen.

Auf dem kurzen Wege schien sich alles rund um sie zu drehen. Sie hatte nur undeutliche zerrissene Vorstellungen von den Menschen und Dingen, an denen sie vorüberging.

Blitzende Girandolen . . . reihenweis aufhüpfende Fiedelbogen . . . weiße Schleppen und schwarze Fracks, die sich in einander zu quirlen schienen . . . zitternde Wachslichter . . . überströmende Champagnerkelche . . . Spielkarten . . . Goldstücke . . . wieder Spielkarten . . .

Und nun angenehme Kühle, zunehmende Dunkelheit. Ihr stilles Gaststübchen. Ihre Kammerjungfer mit besorgtem Angesicht und flinken Händen sie empfangend. Ihr Bett. Ein Aufathmen. Ein Gedanke an Roger, wie ein Nachtgebet erquickend. Kein anderer Gedanke mehr. Traumloser Schlaf und dieser Festqual Ende. —

Auf dem Heimwege zählte Clementine Stunden und Stationen; ihr war so bang und so freudig zu

Muth, als wäre sie nicht zwei Wochen, sondern zwei Jahre vom Hause fortgewesen.

Sie übernachteten wieder in der Hauptstadt. Am anderen Morgen erklärte der Vater, daß er Geschäfte halber noch einige Zeit hier verweilen möchte und es in der Mutter Wahl stellte, ob sie gleichfalls bleiben oder voraus nach Hause fahren möchten.

Curt Caspar Fabian's Frau sah nachdenklich ihr abgehärmtes Töchterchen an und entschied sich für sofortige Abreise.

Clementine wußte der Mutter Dank dafür. Und wie die Beiden allein bei einander saßen, nahm jene sich ein Herz und versicherte von freien Stücken, daß sie um keinen Preis der Welt von Roger Walcott lassen werde, und fragte, ob denn keine Möglichkeit sei, des Vaters sonst so gute Seele geneigt zu stimmen.

„Hättest Du Vertrauen zu Deiner Mutter gehabt!“ antwortete die blasse Frau mit einem Ton des Herzens. „Jetzt hat sich der Vater in eine wunderliche Combination verrannt . . .“

„Und diese ist?“ unterbrach Clementine staunend die Rednerin.

Diese zuckte die Achseln. „Genau verstand ich seine Andeutungen nicht. Aber nicht alles reift, was in die Erde gepflanzt wird. Mancher Plan erstickt

in sich selbst, ehe noch ein Theilchen von ihm zur Ausführung kommt. Aber alles Neue ist reizend.

„Wart's ab, in Gottes Willen ergeben, ob Dein Vater sich nicht von selber besänftigt. Er war Deinem Amerikaner ja sonst recht geneigt. Und ich —"

„Und Du, Mama?"

Ein sanftes Lächeln ging über die sonst so stillen Züge der blassen Frau. „Nun, mich freut es, daß unser Wildfang eine so kluge Wahl getroffen hat ... Freilich wär' es auch mir ein unerträglicher Gedanke, die einzige Tochter über den Ozean ziehen uud ihr Heim so ferne von uns suchen zu lassen. Vielleicht entscheidet sich Roger Walcott, in Deutschland seinen Herd zu gründen."

„Ich hoff' es!" antwortete Clementine leise.

Dann läßt sich vielleicht auch Dein Vater umstimmen ... vielleicht! Jedenfalls entscheidet *sein* Wille!"

Clementine beugte sich auf die Hände der Mutter. Da sie sie küßte, zierte ein Lächeln ihre Lippen, als dächte sie dabei: Wenn Du nur willst, den Vater bekehren wir beide mit vereinten Kräften schon zu unserer Ansicht.

So zog das Mädchen mit viel leichterem Herzen, als es auf die Reise gegangen war, in die altgewohnte Häuslichkeit ein.

Der Bruder empfing sie an der Schwelle. Sowie die Mutter sich zurückgezogen hatte, nahm er Clementinen derb an den Schultern und vertraute ihr, daß bereits zwei Kabeltelegramme für sie gekommen wären.

Er ließ sich scherzhalber noch ein Weilchen um Auslieferung bitten, dann gab er lachend, was sie so selig machen sollte.

Roger Walcott meldete seine glückliche Ankunft und des Knaben Genesung.

Clementine kniete vor dem ersten besten Stuhl in ihrer Kammer nieder, verbarg ihr Angesicht auf ihren gefalteten Händen und dankte Gott, daß er ihr ein so theueres Leben in Gnaden behütet hatte.

Dann folgten sich stille Tage häuslicher Thätigkeit und sehnsüchtiger Erwartung. Der Vater blieb über Gewohnheit lang vom Gute fern. Die größte Bewegung brachte eines Tages Curt heim mit der Nachricht, daß Boppel sein Gut wirklich verkauft habe und die Uebersiedelung der ganzen Familie, mit der man seit so vielen Jahren in trauter Nachbarschaft und Freundschaft gelebt hatte, nicht nur beschlossene Sache sei, sondern bereits in's Werk gesetzt werde.

Clementine erschrak; sie wußte, warum ihrer Freundin das Leben hier am Orte so plötzlich verleidet worden war, daß sie den guten Vater Boppel

auf seine alten Tage noch zu solcher Veränderung beredet hatte. Die stolze Josephine wollte nicht der nachbarliche Zeuge eines Glückes sein, darum sie die Nebenbuhlerin aus der Tanzstunde Tag für Tag hätte beneiden müssen.

Mag sie doch ziehen, wohin sie will! dachte sich Clementine, da begegnete sie dem lächelnden Angesicht ihrer Mutter, die sie still beobachtete. Erröthend ging sie davon. Die kluge Frau las also leichter in ihren Gedanken, als der Verschwiegenen lieb war.

Endlich, endlich kamen die langersehnten Briefe Roger Walcott's. Wie glücklich ward Clementine bei deren Empfang! Und sie folgten sich mit einer schier geschäftlichen Regelmäßigkeit jede Woche drei.

Die darbende Geliebte lebte nur mehr von diesen fernher wandernden Botschaften und ließ es an Antworten nicht fehlen. Das waren ihre besten Stunden am Tag und in der Nacht, wenn sie, die Feder in der Hand, mit Roger Walcott plauderte.

Sie sagte ihm Alles, was ihr einkam; sie erzählte ihm von der Reise, vom Feste, von der Heimkehr, vom Zorn des Vaters und der guten Gesinnung der Mutter, von Besuchen, die sie machten und empfingen, von Wetter und Wind, von Korn und Flachs, von Küche und Keller, von Curt und von Otranto, von Hausgenossen und Hausthieren, und

vor Allem und immer wieder von ihrer quälenden Sehnsucht und von ihrer unwandelbaren Liebe.

Derweilen war auch der Vater aus der Hauptstadt zurückgekommen — gerade noch recht, um seinem hochverehrten Freunde Boppel ein Abschiedsfest zu rüsten, davon man in der Umgegend reden sollte.

Die Freude, die wohlweislich verschwiegene, die ihm Boppel mit dem Verkaufe des großen Gutes machte, legte jenem Abschiedsfeste gewiß ein Erkleckliches an Glanz und den verschiedenen Toasten, welche der Festgeber ausbrachte, vieles an Wärme bei.

Zu bedauern blieb nur — und Curt Caspar Fabian fehlten auch für diese Empfindung die wärmsten Worte nicht — daß das einzige Kind des Jubilars nicht an dem Bankette hatte Theil nehmen können.

Josephine wollte sich nicht überwinden, dies Haus, in dem ihre liebste Hoffnung so leichtfertig war zu schanden gemacht worden, noch einmal zu betreten. Sie hatte auf Nimmerwiedersehen von der glücklichen Clementine Abschied genommen und sie war von der harten Art, die Wort hält.

Ein Vorwand, sich zu entschuldigen, war leicht gefunden. Die Schmausenden behalfen sich ohne sie, und die Tochter des Gefeierten ging derweilen still und ernsthaft in Haus und Garten herum, die ihr

von Kindesbeinen an vertraut waren und die sie nun bald verlassen sollte.

Sie nahm Abschied von allen Lieblingsplätzen, sie setzte sich auf jede Bank, darauf sie sonst zu verweilen pflegte; sie sah über Weiher und Wald mit grüßenden segnenden Blicken, sie ging in Scheunen und Ställe, stieg auf's Dach und setzte sich endlich vor die Thür des Hauses auf die Schwelle, die Wange in der Hand und die Augen gegen Himmel.

Es war ihr ganz recht, daß man sie einen Tag allein ließ. So feierte auch sie ein Fest — und ein schöneres und innigeres, als jene drüben auf Curt Caspar Fabian's verhaßtem Hofe, wenn auch Niemand darum wußte als ihre eigenen still verschwiegenen Gedanken.

Ein wehmuthsvolles Fest freilich! Mehr als eine Thräne rann über Wangen und Hand. Mehr als ein Seufzer floh aus den halbgeöffneten Lippen gegen Himmel. Josephine nahm ja nicht blos von Haus und Heimath Abschied, sondern auch von einer heimlich genährten, darum nicht geringer gediehenen Hoffnung und von einer uneingestandenen Liebe, die beide für immer verabschiedet werden mußten, wie schwer das auch dem braven Herzen fiel.

Auch an Segenssprüchen fehlte es diesem Feste nicht. Freilich wurden sie nicht mit aufgebauschten

war. Und manche Nacht war sie selber hier vor dem Bette der kranken Mutter im Lehnstuhl eingenickt.

Hier hatte der Vater ihr das erste Fibelbuch geschenkt, an einem Geburtstagsmorgen, da sie die lachenden Augen aufthat.

Das waren andere Bilder, holdselige Erinnerungen! Sie dankte Gott dafür und faltete die Hände zu einem Gebete für die lieben Beiden, von denen all ihr Glück kam.

Was nicht in ihrer Macht stand, das freilich konnten ihr auch jene Guten nicht geben. Hätten sie's gekonnt, Josephine hätte nicht lange darum zu bitten brauchen.

Aber keinem wird Alles, was er ersehnt. Boppel's Kind sagte sich das — mit einem Seufzer; jedoch die bösen Geister sollten hier an dieser Stelle nicht wieder über sie Herr werden.

Sie sah hinaus in den sonnigen wonnigen Sommertag. Sie setzte sich auf das Fensterbrett, faltete die Hände in ihrem Schooß und lehnte das lichtblonde Haupt gegen den Rahmen, an lauer Luft und Lindenduft und guten Gedanken ihr geängstigtes Herz erquickend.

Wie schön es hier war!

Hätte sie's noch einmal zu sagen, sie hütete sich wohl, den Vater zum Verkauf des Hauses zu bereden.

Nun war's geschehen und auch das war gut. Sie hätte das Leben gutsnachbarlich neben Frau Clementine Walcott nicht ertragen; darum besser sie beklagte den Verlust des alten Hauses. Verschmerzte sie diesen Verlust, so war wohl auch jener damit verschmerzt, den sie hier nicht noch einmal berufen wollte.

Da kam ihr auch in's Gedächtniß, daß sie ja schon den Namen des Käufers, der das schöne Gut erworben, hatte nennen hören. Er hieß weder Fabian noch Walcott. Er trug den vulgären Namen eines spekulirenden Emporkömmlings, der, wie ihr der Vater erzählte, vor Jahren mit dem Quersack auf zerrissenen Stiefeln in die Residenz eingezogen war, durch deren Gassen er jetzt, von Vollblutpferden gezogen, auf Gummirädern dahinfuhr. Vater Boppel meinte, das Gut werde in solchen Händen wohl zertrümmert und ausgeschlachtet werden, aber das Angebot war glänzend. Und war vor etlichen und hundert Jahren nicht alles Land in meilenweiter Runde nur in Einer harten Hand und sein Gut auch nur ein Theil jenes Ganzen gewesen. Nun ging das seiner Zeit Begonnene weiter. Der Lauf der Welt! Boppel'n brauchte nicht zu kümmern, was nicht mehr sein war.

Wenn seine Tochter dieser Gedanke betrübte, so hatte derselbe doch auch einen Trost für sie. Sie

meinte, die Beängstigung von vorhin hätte sie ihrer armen Seele sparen können, wenn sie sich der Thatsache des Kaufgeschäfts bei Zeiten etwas deutlicher erinnert hätte.

Also denkend wiegte sie sich behaglich mit dem Rücken am Gesimse, da wäre sie bei einem Haar aus dem Gleichgewichte gerathen. Sie schrie auf und hielt sich noch gerade fest am Fensterbrett.

Wie leicht geschieht ein Unglück! mußte sie denken und sah hinab. Das erste Stockwerk war hoch genug, um sich Arm und Beine zu brechen und den Hals dazu.

Davor sei Gott! Wenn die guten Eltern arglos vom Feste heimkämen und fänden Josephinen nicht mehr . . . Nein, nein! keine frevelnden Gedanken! keine unerfüllbaren Wünsche! Leben, sich und anderen zum Nutzen, Gott für's Leben danken, fromm und thätig sein, sich an Sonnenglanz und Waldesgrün, an der Eltern Liebe und eigener Kraft erfreuen und — Unerreichbares verschmerzen.

Noch einmal wandelte sie die Lust an, zum Fenster hinabzusehen und so mit ruhigem Blick den Schwindel, den sie kurz zuvor empfunden hatte, zu überwinden.

Aber die Erinnerung ihrer Sinne war stärker als ihr guter Wille. Es kam ihr vor, als lehnte sie sich über einen tiefen Brunnen, dessen Boden, je

länger sie auf ihn hinsah, immer weiter und weiter hinabschwände. Nun schien er zu kreisen wie ein Rad. Und dabei zitterte das grüne Gras und die lichtblauen und gelben Blumen winkten und zwei moosbewachsene Steine, die dazwischen lagen, schienen um einander zu tanzen. Jetzt ging alles strudelnd wie in einem Trichter unter. Komm . . .

„Josephine!“

Es war ein Anruf höchster Herzensangst. Das Mädchen fuhr vom Fenster zurück und rieb sich die Augen.

Dann sah sie sich um, wer gerufen haben könnte. Aber es war Niemand da und was ihr noch im Ohre klang, war ihre eigene Stimme.

Wunderlicher Tag. Sie war wohl so langes Alleinsein nicht gewohnt. Sie lachte sich selbst aus und sagte sich vor der Mutter Spiegel: „Für heute genug geträumt. Deiner Art ist allzuviel Grübeln nicht zum Guten! Damit sprang sie auf und ging hinab und aller Spuk war verschwunden und kein böser Gedanke verfolgte sie mehr.

Sie ließ sich des anderen Morgens erzählen, wie herrlich das Fest, wie liebenswürdig die Wirthe, wie vergnügt die Gäste gewesen seien, wie lebhaft alle Leute Josephinens Ausbleiben beklagt und wie Curt Caspar Fabian einen seiner längsten und wärmsten

Trinksprüche auf ihre baldige und völlige Genesung ausgebracht habe.

Nun der Wunsch war bereits erfüllt. Josephine fühlte sich vollkommen genesen. Die Schatten, die ihre Seele geängstigt hatten, lagen weit hinter ihr. Frei und froh ging sie einem neuen Leben entgegen.

Noch etliche Wochen und die Familie Boppel verließ die Gegend, in der sie so lange gehauset hatte. Ihre Freunde bedauerten das lebhaft und schalten dabei auf den Geist der neuen Zeit, der Niemand bei seinem Besitz zufrieden lasse und alle Leute, die von ihren Renten bequem leben können, in die großen Städte ziehe.

Das Haus stand leer.

Man hörte sagen, daß der erste Käufer das Gut bereits an einen zweiten abgegeben habe und daß auch dieser, der kein wirklicher Landwirth, sondern wie der vorige ein Spekulant wäre, den Grundbesitz nicht zu behalten gedächte.

Nirgendwo war man über diese Wandlungen besser unterrichtet, nirgend war man mehr mit der Zukunft des vormals Boppel'schen Grundeigenthums beschäftigt als auf Curt Caspar Fabian's nachbarlichem Hofe.

Clementinens Vater sprach von keinem anderen Gegenstande lieber; es war ihm zur Gewohnheit ge-

worden, alle Möglichkeiten zu erwägen, denen das Gut unterworfen werden könnte, und die Käufer, die genannt oder vermuthet wurden, auf ihre Eigenschaften als Landwirthe, Kapitalisten und Nachbarn hin zu prüfen. Immer wieder entschlüpfte ihm der Stoßseufzer, daß es das Beste wäre, das urbare Land rundherum käme wieder in Eine Hand. Und hatte er im eigenen Haus oder Feld irgend welche Veranlassung gefunden, sich zu erbosen, so brauchte man nur seine Gedanken auf jenes schöne Gut zu bringen und war sicher, daß er alsbald auf die Sache einging und, was ihn kurz zuvor in Harnisch gebracht hatte, als eine untergeordnete Angelegenheit mit geringerer Aufmerksamkeit oder gar nicht weiter beachtete.

Gattin und Tochter irrten sich nicht, wenn sie auch seine nunmehr öfter wiederholten Fahrten nach der Hauptstadt mit dem Interesse, welches der neuerdings in Aussicht gestellte Verkauf der nahegelegenen Besitzung in dem Vater rege machte, verbanden.

Derweilen ward der Briefwechsel zwischen Clementinen und Roger Walcott mit beiderseitigem Eifer unterhalten.

Auf ihre Mittheilungen von des Vaters zorniger Abneigung und der Mutter freundlichem Wink hatte der Amerikaner mit ruhiger Heiterkeit geantwortet.

Er hatte Deutschland lieb gewonnen und der Gedanke, sich zunächst in der Heimath seiner Geliebten niederzulassen, hatte nichts Abschreckendes für ihn. Nur daß es seinem Charakter wie seinem Unternehmungsgeiste widerstrebte, sich für alle Zukunft zu binden und die Rückkehr in das ihm vor allen theuere Land seiner Geburt sich durch eine seiner Meinung nach nicht zu rechtfertigende Verpflichtung selbst zu verschließen.

Aber das könne und werde auch Niemand verlangen.

Er bäte seine Clementine nur darum, festen Muthes und guten Glaubens zu sein, sich nicht um die endliche Erfüllung gemeinsamer Wünsche weiter zu härmen und in Geduld seine baldige Rückkehr zu erwarten. Eine und die erste Unterredung, die er selber mit ihrem Vater haben werde, müsse ja alles in's Reine bringen. Er sei ein braver und wohlbegüterter Mann, angesehen in der Heimath wie in der Fremde, gesunden Leibes und heiterer Seele, und demnach schlechterdings kein Grund zu finden, warum ihm ein kluger und guter Mann, wie Curt Caspar Fabian wohl einer sei, nicht seine Tochter zum Weibe geben solle. Mißverständnisse und selbst Launen in allen Ehren, am Ende wär's doch das Einmal eins und der gesunde Menschenverstand, welche solche Fragen entschieden.

Clementine sollte den Vater nicht weiter durch einseitiges Drängen verstimmen und alles ihrem Roger selber zum Ende zu führen überlassen.

Das arme Mädchen las diese Mahnungen immer wieder ohne sie seinem Sinne gefügig zu machen. Walcott drüben über dem Ocean, im Kreise seiner Verwandten, an der Seite seines geliebten ihm wiedergewonnenen Kindes, der hatte gut heiter sein und also reden! Aber welch' ein qualvolles Leben führte sie hier unter Menschen, die sich ihr von Tag zu Tag mehr entfremdeten, ohne einen Strahl von Hoffnung, gepeinigt von Ungewißheit und Sehnsucht, von Allen im Gemüth verlassen. Roger irrte sich in ihrem Vater. Der war weder gut noch klug, sobald sein Eigensinn im Spiele stand. Nur Ein Mensch vermochte etwas über ihn — und das war eben Clementine selber. Wenn sie ihn nicht auf andere Gedanken brachte, dann gelang das Niemand.

Der Mutter etwa? Die hatte nach der einen freundlichen Anwandlung keine zweite mehr über sich ergehen lassen. Sie mußte hinter ihrem Rücken sich vom Vater eine derbe Zurückweisung geholt haben. So oft Clementine nunmehr den Namen Roger Walcott's vor ihr nannte, schwieg die Mutter und fing alsbald von anderen Dingen zu reden an. Sie empfand es augenscheinlich als eine Verlegenheit, wenn

die Tochter sie an jenen gütigen Ausspruch während der letzten Eisenbahnfahrt mahnte.

Nein, sagte sich Clementine, hier kann ich mir nur selbst helfen und ich will's! Es muß zur Entscheidung kommen! Ich ertrage dies Leben nicht länger.

Sie schrieb dies auch dem Geliebten und theilte ihm ihren festen Enschluß mit, die Seinige zu werden, was immer auch geschehen möge. Sie bat ihn, sobald wie möglich nach Europa zurückzukehren. Er solle sie bei seiner Rückkehr bereit finden, ihm zu folgen.

„Wende mir nichts ein," schrieb sie. „Ich bin Deine vor Gott angelobte Braut und will Deiner werth sein. Gott geb's, daß die Meinigen mich bis über die Schwelle geleiten! Wenn aber nicht — ich kann ohne Dich nicht leben. Du bist mir mehr als Vater, Mutter und Bruder. Du bist eben mein Alles. Nimm mich hin!" —

Es war ein drückend heißer Tag am Ende des August, als Curt Caspar Fabian wieder einmal aus der Hauptstadt nach Hause gereist kam. Aber trotz der Schwüle und der überstandenen Unbequemlichkeit hob er seinen schweren Körper doch über Gewohnheit vergnüglich aus dem Wagen und war gegen Weib und Kind, die ihn begrüßten, von so außerordentlicher Liebenswürdigkeit, daß Clementine dies

als ein gutes Zeichen betrachtete und sich fest vornahm, so günstige Stimmung nicht verrauchen zu lassen, sondern das Eisen zu schmieden, so lange es heiß war.

Die Gelegenheit ergab sich denn auch alsbald wie gerufen. Der Vater selber schien das Bedürfniß zu empfinden, mit seinem Mädchen, das er über eine Woche nicht gesehen hatte, ein Stündchen zu verplaudern. Er rief es, da der Abend die Luft kühlte, in den Garten herab; er bot ihm seinen Arm von freien Stücken und fragte, wie es gelebt seit seiner Abfahrt und redete so gütig und so voller Theilnahme, wie er sich lange nicht geäußert hatte. Clementine hätte jauchzen mögen. Sie hing sich an ihn mit beiden Händen und das blonde Haupt kosend an seine Brust legend begann sie klopfenden Herzens:

„Vater, es ist Alles beim Alten geblieben und es ist gut, daß dem so ist. Ich bin zwanzig Jahr alt und habe Zeit genug gehabt, reiflich mit mir zu Rathe zu gehen. Höre mir geduldig zu:

„Wovon willst Du reden?“ fragte Curt Caspar Fabian und blieb betroffen mitten im Garten stehen.

„Von Roger Walcott, dem ich mich zur Ehe versprochen habe und der im nächsten Monat kommen wird, um Deine Einwilligung zu bitten,“ sagte Clementine flehenden Auges.

Fabian's kugelrundes Haupt lief da blutroth an, er ballte die Faust vor der Brust, und die Faust zitterte unwillkürlich, so übermannte ihn der Zorn. „Sage dem Herrn, daß er sich die Mühe sparen kann. Ich kenne ihn nicht. Will ihn nicht kennen..."

„Aber Vater, wie magst Du das sagen!" unterbrach Clementine den Wüthenden, der in seiner Erregung Mühe hatte, mit den Worten vorwärts zu kommen.

Er that sich Gewalt an und schrie, daß es einen erbarmen konnte: „Ich gebe mein Kind keinem Fremden, der es weiß Gott wohin über den Ocean führt... Nein... nun und nimmermehr!... Rede mir nie wieder von der Sache!"

Er drehte sich auf seinen Hacken um und ging heftigen Schrittes von Zeit zu Zeit unzusammenhängende Worte ausstoßend aus dem Garten in's Haus; warf alle Thüren hinter sich zu, daß es nur so knallte, und verschloß sich in seiner Stube.

Clementine war auf der Stelle, wo der Vater sie verlassen hatte, in die Kniee, in's Gras gesunken. Sie legte das Antlitz auf den Arm und weinte bitterlich.

So fand sie Curt, der, da es Feierabend war, von der Brennerei nach dem Wohngebäude kam und von weitem des Vaters laut schallende Stimme vernommen hatte.

Ihm bedeutete das schon nichts Gutes.

Wie er nun vollends sein Schwesterchen so bedauerlich in Gras und Thau liegend fand, stieß er es sachte mit der Fußspitze am Ellenbogen und sprach leise: „Mädel, hat der Lärm Dir gegolten? . . . Scheint ja Sturm im Kalender zu stehen . . . Na, hebe Dich und sei klug . . . Schreien hilft nichts."

Clementinens Antwort war nur ein heftigeres Weinen.

Da ward Curt unwillig, bückte sich und gab sich Mühe, die jämmerliche Gestalt aufzurichten. Er sagte dabei in seiner Gutherzigkeit was ihm eben in den Sinn kam.

„Geh' mit mir, ich will schon mit Deinem Kummer fertig werden" (damit brachte er sie mühsam auf die Beine). „Hast Du gehört, Boppel's Gut ist schon wieder einmal verkauft worden? . . . Diesmal an einen richtigen Landwirth. So heißt es." (Er schob seinen Hals unter ihren Arm und seine Rechte um ihre Hüften und zwang sie so, halb getragen, vorwärts zu gehen.) „Vielleicht ärgert den Alten die neue Nachbarschaft. Ich hätt's nicht gedacht . . . So aber hat er lange nicht geschrieen . . .

„Was hat's denn eigentlich gegeben? Wieder Deine Liebesgeschichten? . . .

„Hör' mal, Tining, meinst Du nicht, das Ge-

scheiteste wäre, Du ließest nachgerade Deinen schwarzbraunen Amerikaner laufen . . . Na, na, bleibe nur bei mir! Ich meinte nur, so kriegten wir am ehesten wieder Frieden in's Haus. Indessen thu' was Du magst . . .

„Aber glaubst Du denn, daß er wieder nach Europa kommt? . . . Ja? Nun dann wart's ab! Es kann ja nicht immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond . . . Ist denn der Alte heute ganz des Teufels? Ich werde mich hüten, ihm in den Wurf zu kommen . . .

„Geh vorwärts, Tining, ich mein's ja gut und rede, wie ich's verstehe."

Er sprach zu ihr, wie er etwa zu einem kranken Kinde gesprochen hätte, und brachte sie so bis zu dem Flügel des Gebäudes, wo er selber seine Stube hatte

Hier setzte er sie auf die Bank und setzte sich neben sie und blieb ohne zu reden, immer dieselbe Melodie pfeifend, neben ihr, bis die Tischglocke zum Abendbrod rief.

Die Mahlzeit war trotzdem, daß sie festlich dem Heimgekehrten zur Ehre gerüstet worden, nichts weniger als behaglich. Der Vater übersah Clementinen vollständig und redete nur mit der Mutter und nur von Boppel's Gute, das, wie er nachdrücklich betonte,

ein Bekannter von ihm, und nicht ohne seine Beihilfe, erworben hatte.

Mit dem Namen hielt er noch zurück, als wollt' er Neugier erregen.

Aber in der Stimmung, in welcher sich seine Tischgenossen befanden, dachte keiner daran, ihm die Gefälligkeit zu erweisen und nach dem Namen zu fragen, der ihm die Zunge wund drückte.

Die Mutter schien sehr nachdenklich und schwieg.

Curt sah selten vom Teller auf und, wenn's geschah, nur um Clementinen zu beobachten, die ohne sich zu regen, ohne irgend welchen Antheil am Mahl oder am Gespräch zu nehmen, dasaß und die Thränen verbiß, so lang sie's vermochte.

Da ward Curt Caspar Fabian endlich auch das Predigen vor tauben Ohren leid und unter allgemeinem Schweigen ging das Mahl zu Ende vor der Zeit.

Denn der Hausherr, unfreundlicher Stille überdrüssig, stand plötzlich vom Tisch auf und zwar so heftig, daß der Stuhl hinter ihm umfiel.

Ohne Gruß polterte er aus dem Speisezimmer hinaus.

Seine Frau, den Bissen im Munde, sah ihm staunend nach. Dann legte auch sie Messer, Gabel und Serviette hin, wischte sich den Mund und ging,

ernsthaft und blaß, gleichfalls ohne ein Wort zu sprechen, aber äußerlich ruhig ihrem grollenden Eheherrn nach.

Die beiden Geschwister blieben allein.

Clementine benützte die erste Minute, um ihre Ellenbogen auf den Tisch und das Gesicht in ihre Hände zu legen und nun ohne weiteren Zwang so bitterlich zu weinen, wie es ihr seit Stunden um's Herz war.

Curt rückte, so nahe er konnte, an sie heran und sagte: „Mädel, das geht so nicht ... Fasse Dich! ... Iß und trink, sonst wirst Du mir am Ende noch krank!"

Dabei griff er mit der Hand nach der Weinflasche und goß das Glas, das vor Clementinens Teller leer gestanden hatte, randvoll.

Der Versuch, den er machte, ihr die thränennassen Hände von den Augen zu lösen, gelang nicht. Er wußte sich nicht zu rathen und der Kummer seiner Schwester ging ihm doch nahe. Da nahm er seinen Wein, trank ihn aus und begann dann mit seinem leeren Glas an ihrem vollen zu läuten, als sollte sie das fortgesetzte Klingen zu sich bringen, und dabei sprach er ärgerlich und dringend:

„Man meint, Du wärst ausgewechselt worden. Eine Flenntrine, wie sie alle sind, bist Du! ... Weich und närrisch hast Du Dich gemacht ... Von der

alten kecken Art ist nichts mehr in Dir... Schlappes Elend und kein Ende!..."

Und da sie noch nicht zu weinen aufhörte, schrie er ordentlich mit einem Ton, wie ein Unteroffizier vor einem stutzigen Rekruten schreien mag: „Tina! Himmelsapperment, fasse Dich!... Allez hop! drüber weg! und trink einen Schluck, wenn Dir das Herz weh thut, und spül' den Quark hinunter!"

Clementine sah ihn an. Ihre Augen glänzten voll Thränen. Aber sie mußte lächeln über die Gutmüthigkeit und Theilnahme, die sich nicht anders als mit barschen Worten zu helfen wußte.

Sie konnte nicht reden, sie legte nur dankbar ihre Hand auf die seinige.

Curt nickte ihr zu, schenkte sein Glas voll, tickte das ihre nochmal an und sprach: „Tröste Dich! trink und auf bessere Zukunft!"

Er that nach seinem besten Wissen. Er hatte nie einen anderen Tröster gekannt, als den Wein.

Clementine griff mechanisch nach dem Glase, ohne die Augen vom Bruder zu verwenden. Sie liebte ihn um seiner Theilnahme willen mehr denn je. Er hat vielleicht Recht, mußte sie denken. Aber ich bin die Alte noch! Ich will nicht schwach sein!

Sie hob das Glas und sah die goldgelbe Fluth im Lichte blitzen. Ein wilder Zug drückte ihre Lippen

herab, dann führte sie den Rand herzu und stürzte das Glas auf einen Schluck aus.

„Hast Recht!“ sagte Curt und goß es noch einmal voll.

Und Clementine leerte es noch einmal und verlangte nach mehr Wein.

Ihre Augen wurden trocken, ihre Wangen wurden feuerroth. Sie preßte die fünf Finger der linken Hand in des Bruders rechten Arm und fing an zornig zu reden, wie ihr um's Herz war.

Curt nickte zu all' den Anklagen und Plänen, die sie vorbrachte, nur beistimmend mit dem Haupte, dessen blonde Haarstoppeln unter dem Lampenschimmer glänzten. Zuweilen sagte er auch: „Ja ja! Du hast ganz Recht!“

Dabei sprach er dem Weine gar eifrig zu und freute sich im Stillen, vor Allem darüber, daß er nicht allein zu zechen brauchte, und dann darüber, daß sein Schwesterchen einen so mannhaften Schluck hatte und das Herbste von ihrem Kummer denn doch damit verschwemmte.

Nach geraumer Weile wußte er eigentlich nicht mehr recht, worüber er sich freute; aber er freute sich darum nicht minder und nickte nicht minder eifrig mit dem kurzgeschorenen Kopfe.

Clementine sprach immerzu ... von Roger Wal-

cott, von ihres Vaters unsinniger Härte und von Trotz und Dauerbarkeit ihrer Liebe.

Die Flaschen waren leer.

Curt stand auf und musterte das Büffet. Fand aber nicht, was er suchte.

„Weißt Du was, Clementine? Komm' mit auf meine Stube. Ich habe dort in einem sicheren Winkel noch so was mit versilbertem Halse stehen. Den Hals wollen wir brechen vor dem Schlafengehen!... Komm' mit!"

Clementine sagte nicht ja noch nein. Sie erhob sich vom Tisch. Aber sie mußte sich an des Bruders Schulter halten und deckte an seinem Aermel das Gesicht, denn es war ihr schwindlig, als kreiste plötzlich die ganze Stube mit ihr herum.

Sie mußte lachen über diese Anwandlung. Wer ihr vor einer Stunde gesagt hätte, daß sie noch an diesem Abend lachen würde!

„Curt!" sagte sie ganz leise.

„Was ist?" antwortete dieser voll Zufriedenheit über den Erfolg seines Rathens und Thatens.

„Ich bitte Dich, gieb mir den Arm und begleite mich nach meiner Kammer. Der Gang ist so lang. Und ich bin schläfrig. Und ich möchte nicht aus Versehen etwa bei Vater oder Mutter eintreten."

„Hi hi, ich kann mir's denken!" sagte Curt,

schlug sich mit der flachen Hand auf den Schenkel und lachte laut auf.

„Na also komm, Tina!“

„Ich danke Dir.“

Es war dem Mädchen, als wären die Beine abgesägt. Sie hielt sich an den starken Arm des Bruders fest und so gingen sie gegen die Thüre.

„Willst Du nicht doch noch ein Viertelstündchen bei mir sitzen?“

„Nein!“

„Bedenke die mit dem versilberten Halse!“

„Morgen, Curt!“

„Soll ein Wort sein! Morgen!“

Curt klinkte die Thür auf. Da sah sich Clementine noch einmal um. Die leeren Gläser und Flaschen standen, ein wüstes Stillleben, durcheinander auf zerknittertem Tischtuch.

Die Lampe darüber, an die Curt im Aufstehen gestoßen haben mochte, schwankte sachte hin und her vom Plafond und warf bald hierher, bald dorthin ein springend Licht auf blinkendes Glas.

Es wollte das Mädchen ein Schaudern ankommen ob so rauhen Trostes. Aber war's des Weinens für heute nicht genug gewesen? Vollauf genug! meinte sie.

Sie schüttelte sich und rief: „Ach was! . . .

Und Roger Walcott for ever!" Sie drückte einen Kuß auf die Hand und warf ihn hin wie in die weite Welt. Dann gingen beide vorsichtig und schweigend hinaus, über den langen Gang, an den Zimmern der Eltern vorüber.

Diese waren noch wach.

Die Frau war vor etwa zwei Stunden dem Gatten auf dem Fuße gefolgt. Curt Caspar Fabian aber, nicht gewillt, sich zur Rede setzen zu lassen, wich allen Vorwürfen und Absichten damit aus, daß er nicht auf seine Zimmer sich begab, sondern, ehe die besorgte Hausfrau ihm folgen, geschweige gar ihn erreichen konnte, den Weg in's Freie nahm.

Baarhaupt war er gegangen, und die Schelle über der Hauspforte zitterte noch in leisem Klingen, so heftig hatte er wieder die Thüre zugeworfen.

Seine Gattin dachte nicht daran, ihm in den dunklen Garten nachzulaufen. Sie wußte, daß ihr das nichts half, daß er ihr draußen nicht Rede stand. Sie ging in ihr Zimmer und setzte sich vor ihr Bett. Sie nahm ihr Gesangbuch in die Hände und stützte ihr Kinn darauf. Sie wollte nicht darin lesen, aber es war ihr eine liebe Gewohnheit von der Kirche her, dies Buch in Händen zu halten, wenn sie ernsthaft mit sich selbst zu Rathe ging und mit Kopf und

Herz über etwas nachdenken wollte, davon Glück oder Unglück abhing.

Sie saß über eine Stunde so da und redete kein Wort. Kaum daß sich die Richtung ihrer Blicke veränderte. Kaum daß sie eine merkliche Bewegung machte.

So erkannte sie, was nothwendig war in diesem Augenblick. So rüstete sie sich zu einem Kampfe, den sie ihrem gestrengen Eheherrn nicht ersparen konnte.

Sie war bereit.

Da hörte sie ihn die Treppe heraufkommen.

Curt Caspar Fabian blieb auf der Schwelle stehen, seinem Erstaunen absichtlich Ausdruck in seiner Geberde gebend. Wenn er vorhin die Gattin vermieden und das Haus für mehr als eine geschlagene Stunde verlassen hatte, so war das deutlich genug, um daran seinen Wunsch zu erkennen, daß er heute keine Interpellation, keine Diskussion und schon ganz gewiß keine Gardinenpredigt zu hören begehrte. Was war denn heut in seinem Hause los, daß man alle seine Absichten ignorirte!

„Du noch wach?" sagte er, endlich die Thüre schließend.

„Wie Du siehst."

„Und warum?"

„Weil ich mit Dir reden will."

„Das hat doch wohl bis morgen am Tage Zeit."

„Curt!" rief die Frau und stand jetzt auf und ihre Stimme zitterte wider ihre Absicht, „ich könnte doch kein Auge zumachen, eh' ich mir vom Herzen geredet habe, was es drückt. Mann, es handelt sich vielleicht um unser ferneres Glück, um Ruhe und Frieden dieses Hauses und unserer Seelen. Höre mich jetzt an und gieb mir noch heute Bescheid! Mein Gewissen heißt mich reden. Vielleicht auch Dich das Deine."

„Du bist ja sehr feierlich!" antwortete der Gemahl, dem es etwas unheimlich zu Muth wurde. „Setze Dich und sprich!"

Die Erregung, mit der sie den Gatten ihrer Forderung gefügig zu machen gesucht, hatte die Frau etwas verwirrt. Sie legte die Hand auf die Tischplatte, schwieg ein Weilchen und besann sich.

„Ich höre . . ." mahnte ihr Lebensgefährte, nachdem er die Harrende eine und andre Minute betrachtet hatte.

Seine bessere Hälfte blickte auf. Wie war wichtige Zwiesprach mit einem also kitzlichen Gesellen füglich zu beginnen?

Auf einmal wußte sie's und begann: „Sage mir, wie heißt der Mann, der Boppel's Gut — nicht ohne Deine Hilfe, wie Du versicherst — gekauft hat?"

Curt Caspar Fabian warf sich in die Brust und ließ den Namen fallen: „Der Freiherr Adalbert von Althahn.“

„Derselbe, den wir auf des Bruders silberner Hochzeit kennen gelernt haben?“

„Derselbe!“

„Der lange junge Mensch mit dem blonden Knebelbart und dem brillanten Viererzug?“

„Derselbe!“

„Und mit dem willst Du Clementinen verheirathen?“

„Wer sagt das?“

„Ich!“

Es war eine kleine Pause, in der Niemand sprach. Curt Caspar Fabian, der sich unbequem überrascht fühlte, wie ein Spieler etwa, dem einer in die Karten sieht, suchte nach Worten; seine Frau von der Gewißheit ihrer Vermuthung aufgeregt, ging mit gekreuzten Armen in der Stube hin und wieder.

„Der Baron ist ein Mensch von sehr guten Eigenschaften,“ sagte nun der Hausherr im Gefühl, daß es jetzt wieder einmal gelte, seinen Willen zu zeigen. „Ich habe viel und lange mit ihm über Landwirthschaft gesprochen, ich kann Dir als Fachmann sagen, daß der etwas von der Sache versteht und seine Angelegenheiten in die Höhe bringen wird.“

„Warum bleibt er dann nicht auf der Scholle

sitzen, darauf er kaum warm geworden ist, und pflegt sie nach Vermögen?"

„Weil ich ihm gerathen habe, sich in unserer Provinz anzusiedeln und sich die gute Gelegenheit nicht entgehen zu lassen, ein Gut wie das Boppel'sche zu erwerben."

„Und konnte er das aus eigenem Vermögen leisten?"

„Zum größten Theil . . ."

„Und wer zahlte den anderen?"

Der so umständlich Ausgefragte verlor die Geduld.

Er rief: „Meine Liebe, wer Alles und wie Jeder an dem Geschäft betheiligt ist, das kann Dir doch wohl gleichgiltig sein. Dir mag genügen, daß hier nicht Wucherer und Schwindler die Sache gemacht haben, sondern daß sie ein Mensch geleitet und zum Ende geführt hat, der sich auf derlei Angelegenheiten wohl versteht und dem ich vollkommen vertraue — dem auch Du vertrauen kannst. Ich bin's nämlich selber."

Die Frau nickte mit dem Kopf, als hörte sie nichts Ueberraschendes, und dann sagte sie mit jenem leisen Ton sicherer Ueberlegenheit, den ihre stärkere Hälfte nicht ausstehen konnte: „Und nun möchtest Du Deinem Werke die Krone aufsetzen, Dein Kind als Herrin auf das schöne Gut führen, ohne daß

es Dich viel kostet, und noch überdies Frau Baronin zu ihr sagen, was Dir besonders wohl thäte?"

„Und warum nicht?" erwiderte der zornige Gemahl. „Ich sehe kein Uebel darin. Herr von Althahn ist ein hübscher Mann, man kann sagen, eine brillante Erscheinung, er ist von alter und angesehener Familie; er hat feine Manieren und einen hochstrebenden Sinn; er ist vermöglich, er —"

Curt Caspar Fabian hätte gern noch mehr zum Lobe seines Schützlings gesagt, aber es fiel ihm weiter keine Eigenschaft ein.

Da unterbrach ihn sein Weib mit der Frage: „Woher weißt Du denn das Alles so gewiß?"

Das war zu stark. Er rief voller Entrüstung: „Ich weiß es. Ich, Curt Caspar Fabian. Und das genügt!"

Aber die Gattin fuhr unentwegten Muthes fort: „Weißt Du das am Ende gar von jenem geschmeidigen Männchen mit langem Kaftan und kurzen Löckchen an den Ohren, das auf einmal ungebeten zwischen den Gästen auf des Bruders silberner Hochzeit erschien, das sich so demüthig mit Dir unterhielt und von dem die Gutsleute sagten, daß es ein rühriger Schalk und seines Zeichens ein Heirathsvermittler sei, der besonders von verschuldeten polnischen Edelleuten fleißig bemüßigt werde?"

Der Befragte hatte nichts zu erwidern als: „Der Mann war sehr gut unterrichtet. Auf Einen allein verlaß' ich mich übrigens nicht."

Die Mutter Clementinens schlug die Hände zusammen: „Also das steht fest, der Herr Baron setzte einen Heirathsvermittler in Bewegung, noch eh' er selber unser Kind gesehen hatte! Er kam, ein verspäteter Gast, wohl erst gerufen zu dem Zweck, sie kennen zu lernen?"

„Deine Vermuthungen sind beleidigend."

„Aber nicht widerlegt. Doch lassen wir die Vermuthungen. Halten wir uns an's Gewisse. Gewiß ist, daß unsere Clementine von Deinem schönen Plane nichts wissen will; gewiß ist, daß sie einen braven Mann liebt, daß sie von diesem wiedergeliebt wird, und daß mir dieser brave Mann besser gefällt, als Dein Herr Baron mit allen seinen Geschäfts- und Heirathsvermittlern."

„Und ferner ist gewiß," nahm jetzo der Gatte das Wort, „daß ich nun und nimmer meine Einwilligung zu jener Kindergeschichte gebe, und daß ich stets das Wohl meines Hauses und meiner Kinder im Auge behalten habe."

„Sündige nicht, Mann!" sagte die Frau. Sie fühlte, daß der Zorn in ihrem Gemahl übermächtig wurde. Sie wollte in diesem entscheidenden Augen-

blick nicht Alles durch Widerspruch verderben, darum ließ sie ab, ihn weiter zu reizen, und verlegte sich auf rührende Bitten.

Sie faltete die Hände vor ihm und sagte: „Entscheide Dich nicht voreilig! Erwäge, prüfe, denke nach, eh' Du das letzte Wort sprichst! Es könnte Dich gereuen. Sieh' zu, wie Clementine leidet. Sie ist dieselbe nicht mehr. Ich fürchte für ihre Gesundheit. Sie weiß, was sie will. Acht' es nicht gering, was sie mit so starker Empfindung hegt!"

„Ich hab' es erwogen. Und auch ich weiß, was ich will."

Er schrie es voll Wuth wie einer, der allem ferneren Zureden mit einem Machtspruch ein Ende machen will. Die Kraft seiner Stimme hallte mächtig wieder in dem nächtlich stillen Hause.

Auch die beiden Kinder Fabian's, die mit halb sicheren Schritten jetzt eben auf dem Gange vorüberkamen, hörten die letzten flehenden Worte der Mutter und das heftige Schreien des Vaters.

Clementine zitterte am ganzen Leibe vor Erregung. Der junge Curt aber, erhitzt vom Weine, wie er war, von einer plötzlichen Besorgniß um die Mutter erfüllt und von einer ihm sonst nicht eigenen Energie ergriffen, eine Angelegenheit zur Entscheidung zu bringen, unter deren mißgünstiger Behandlung alle

Hausgenossen litten und vor Allem die Schwester, mit der er sich heut Abend so wohl gefallen hatte, Curt legte ohne Fragen und Besinnen die linke Hand auf die Thürklinke und führte mit der Rechten seine Clementine in das Zimmer der Eltern.

Curt Caspar Fabian meinte, sich einem langgeplanten Ueberfall gegenüber zu befinden.

„Was wollt Ihr hier und ungerufen?“ herrschte er die Beiden an.

„Bitten! . . . Für Clementine bitten!“ versetzte Curt trotzig mit etwas schwerer Zunge.

„Ja, Mann, wir alle wollen bitten, bitten!“ sagte die Mutter und drängte sich an des Gatten sturmbewegte Brust. Und Clementine, die nicht recht wußte, ob sie wachte oder träumte, sank wortlos zu seinen Füßen nieder und suchte nur mit ihren Händen nach des Vaters Hand.

Der aber außer sich vor Wuth, stampfte mit dem Fuß auf die Diele und rang, kaum fähig zu sprechen, sich mühsam die entscheidenden Worte ab. Sein Weib gerieth in Todesangst dabei, daß der Zorn ihn ersticken könnte.

„Ihr habt's Euch hübsch ausgedacht! . . . Mich überrumpeln? . . . Eine Rechnung ohne den Wirth!“ Er lachte heiser auf. Heftiger Husten ergriff ihn.

„Um Gottes willen, Curt!“ rief die Frau in höchster Angst.

Er schüttelte sie unsanft ab. Er trat bei Seite. Er hatte seine Sprache wieder und sagte laut und entschieden, daß kein Zweifel an seiner Meinung blieb: „Ihr seid also alle gegen mich? Es fragt also Niemand, wie ich über Wohl und Wehe der Meinigen denke und wie über die Zukunft der Familie? Hinter meinem Rücken macht Ihr's ab? Gott gesegn' es Euch!“

„Nein!“ rief die Frau dazwischen. „Täusche Dich nicht selbst! Die Kinder wußten nichts von meiner Meinung und Absicht, geschweige gar von meinen Worten. Curt kam von freien Stücken.“

„Von freien Stücken!“ wiederholte eine schwere Zunge.

„Schweige, bis Du gefragt wirst!“ herrschte der Alte den Sohn an. „Schweigt Alle und hört, was ich Euch zu sagen habe. Es ist mein letztes Wort in der Sache. Und, der es ausspricht, ich, Curt Caspar Fabian, nehme mein Wort nicht zurück ...“

Die Frau wollte ihn noch einmal am Reden verhindern. Er drängte sie unsanft genug bei Seite und fuhr fort, zu Clementinen, die vor ihr am Boden kauerte, gewendet:

„Willst Du durchaus Deinen Amerikaner heirathen, meiner besseren Einsicht, meinem väterlichen Willen

zum Trotz — so thu's! Aber ... an dem Tage hast Du aufgehört meine Tochter zu sein. Von mir erhältst Du keinen Heller Geld, die Schwelle des Vaterhauses bleibt Dir und ihm und allen, die zu ihm gehören, verschlossen; ich kenne Dich dann nicht mehr. Du hast zu wählen!"

„Mann, um Gotteswillen, in welche Wuth redest Du Dich hinein! Clementine, mein Kind, es wird ewig auch Dein Kind bleiben!" rief die entsetzte Frau, die über der heillosen Verwirrung, die sie selber guten Glaubens angerichtet hatte, außer sich war und doch noch vermeinte, ein Anruf zur Vernunft könnte den Rasenden zu nüchterner Erwägung bringen.

Der aber faßte statt aller Antwort die schlanke kleine Gestalt, die sich gegen ihn bewegt hatte, mit der linken Hand am rechten Arm und, indem er sie so gewaltsam von sich entfernt und doch empfindlich fest hielt, beendete er erst seine Anrede an Clementinen folgendermaßen:

„Willst Du Deine Mutter in Deinen neuen Hausstand über's Meer mitnehmen, so habe ich dagegen nichts einzuwenden. Verstanden?!"

Und sich endlich zu seiner zitternden Gattin kehrend, fuhr er fort: „An dem Tage, wo Deine Tochter eine Ehe wider meinen Willen eingeht, eine Ehe, der Du trotz meines Verbotes Vorschub und Fürsprache

geleistet hast, an dem Tage sind auch wir geschiedene Leute."

Die Frau schrie auf vor seelischer Entrüstung und physischem Schmerz.

Er aber redete nun selbst mit zitternder Stimme zu Ende: „Wir haben über ein Vierteljahrhundert Leid und Freud mit einander wie christliche Eheleute getragen, an dem Tage aber, wo mir das geschieht, was weder Mahnung noch Verbot verhindern gekonnt, an dem Tage, wo Dein Wille mir zum Tort geschieht, trenn' ich mich von Euch allen. Auch von Dir! ... Das sag' ich Euch, ich, Curt Caspar Fabian! Und nun schickt Euch drein und Gott befohlen alle mit einander!"

Er ließ den Arm der Frau fahren. Sie taumelte in einen Stuhl und fing an heftig zu schluchzen. Er kehrte sich nicht daran, sondern ging aus der Stube.

Nachdem seine schweren Tritte auf dem Gang verhallt waren, machte sich Curt eifrig um die Mutter zu schaffen, die sich in krampfhaftem Weinen schüttelte.

Clementine kauerte noch immer in knieender Stellung am Boden. Sie schlief nicht, aber sie war auch nicht recht wach. Sie hatte allerhand Töne, auch einige Worte gehört, aber deren Sinn nicht begriffen. Es kam wie eine dunkle Vermuthung über sie, daß

all der Lärm, die bösen Worte wie die heißen Thränen um ihretwillen sich vernehmen ließen. Allein sie war außer Stande, sich zum genaueren Aufhorchen zu zwingen. Und ihr eigenes Schicksal war ihr in diesem wunderlichen Augenblick unglaublich gleichgiltig.

Es fiel ihr in dieser halben Betäubung als das einzig Angenehme in's Bewußtsein, daß des Vaters Stimme einen so hübschen Klang hatte, wenn er recht laut sprach. Und er sprach allerdings so laut, als er's nur vermochte. Dieser stärkste Anschlag an ihre Sinne war denn auch der einzige, dessen sie sich bewußt ward — wenn auch nur in seiner dynamischen Aeußerung, man könnte sagen in seiner musikalischen Kraft. W a s er mit der Stimme redete, war ihr vollkommen einerlei.

So überzog das momentan in seinem Begriffsvermögen geminderte Wesen ein instinctives Wohlbehagen an dem Manne, der in demselben Augenblick mit roher Heftigkeit ihr Glück zerschlug. Die Wärme des Bluts fühlte unbewußt die verwandtschaftliche Erregung. Seine Art war so sehr von der ihrigen, daß sie sich, den Widersinn der Thatsache nicht begreifend, angenehm berührt fand.

Es war dieselbe leidenschaftliche Heftigkeit, die sich in mächtigen Worten und sympathischen Klängen austobte, und wenn sie sich also ausgetobt hatte, das

Bedürfniß, sich auch durch Thatäußerung zu bestätigen, wesentlich gemildert fand.

Clementine war weit entfernt, jetzt sich von diesem Zustand eine halbwegs klare Vorstellung zu machen; ein bewußtloses Wohlgefühl nur, wie es Thiere bei Musik empfinden mögen, überhauchte sie — und als die Ursache davon, als die heftig dröhnenden Worte zu Ende waren und ein schwerer Schritt auf dem Gang verhallte, vergingen ihr die Sinne.

Die ganze Gestalt Clementinens knickte auf dem Boden zusammen. Das Haupt sank auf den Teppich. Sie war eingeschlafen.

Ihre Mutter schrie auf. Sie glaubte, das arme Kind läge in einer Ohnmacht.

Sie selbst konnte sich nicht regen. Ganz leise, mit bald erschöpfter Stimme bedeutete sie Curt, daß er seine Schwester zu Bette bringen und um dieselbe sorgen möge.

Den Zögernden befeuerte ein bittender Blick.

Curt lud die bewußtlose Clementine auf Arm und Schulter und trug sie in ihre Stube.

Dort legte er sie, angekleidet wie sie war, auf das Bett und hielt sich nicht weiter bei ihr auf. Ihr Zustand bekümmerte ihn wenig. Er wußte, woher derselbe rührte. Und überdies dachte er, daß ja sie es war, die mit ihrer unbequemen Liebesgeschichte

den ganzen Aufruhr im Hause verursacht hatte; mochte sie's ausbaden! Er sah keinen Grund, daß er einen so gesund athmenden Schlaf bewachen sollte — um so weniger Grund, als ihm die arme Mutter seiner Fürsorge weit bedürftiger erschien.

Als er aber zu dieser zurückkehrte, fand er sie noch immer in demselben Lehnstuhl sitzen, auf den sie sich bei ihres Gatten letztem Wort geworfen hatte. Sie hatte ihr Taschentuch vor dem Mund, und die Hand, die es hielt, zitterte ein wenig, wie wenn es die Frau inwendig fröstelte.

Sie dankte Curt für seine Liebe, wies aber seinen Wunsch, bei ihr zu bleiben, ab.

Sie wollte ihn neuerdings zu ihrer Tochter zurücksenden, aber die Hand schon ausgestreckt, merkte sie, daß ihm wiederholt die Augendeckel zufielen und die Kniee einknickten.

„Geh zu Bette, Curt!“ sagte sie. „Keine Widerrede! Geh! Und gute Nacht!“

Er hörte sie schwer aufseufzen, aber er mußte gehorchen. Und er war deß froh. Dem müden Burschen war übel genug zu Muth und er sehnte sich darnach, sein Bewußtsein, das mit so viel Unerfreulichem behaftet war, unterzutauchen in die dunkle Welle, die auch von Clementinen allen Gram und Kummer dieser Nacht gelöst hatte.

Curt schlief und Clementine schlief und selbst der stürmische Vater war in einer seiner Gaststuben endlich zur Ruhe gekommen, aber Clementinens Mutter konnte nicht schlafen.

Sie konnte sich nicht einmal vom Lehnstuhl erheben. Sie hätte ihre schlotternden Glieder gern zu Bette gebracht, aber sie war schon so schwach, daß sie nicht einmal die Hand heben mochte, um sich die Thränen von den Wangen zu wischen.

Ein quälendes Gefühl der Hilflosigkeit nahm sie gefangen. Und in dieser Hilflosigkeit hatte er sie verlassen können!

Nach mehr als fünfundzwanzig Jahren einer Ehe, in der sie Alles daran gegeben hatte, nur um des Bewußtseins froh zu werden, nicht allein in der Welt zu stehen!

Sie wußte wohl, daß es nur eine Drohung war, daß ein Mensch, der so in allen Stücken auf seine Gewohnheit, auf seine Häuslichkeit und sein Hausregiment angewiesen war, diese Drohung nicht zu verwirklichen im Stande sein werde. Aber wenn er es nur eine Weile versuchen wollte — ja, daß er es über's Herz gebracht hatte, diese abscheuliche Drohung auch nur auszusprechen, das wollte ihr schier das eigene Herz abdrücken.

Sie fragte sich immer und immer wieder, wie so etwas Unerhörtes hatte möglich werden können.

Ihre Gedankenfolge überschlug Fabian's Eigensinn und Eigennutz, überschlug die Leidenschaft Clementinens und hielt vor dem letzten Urheber all' dieses Grams, vor Roger Walcott stille.

Derselbe Mann, an den sie bis vor einer Stunde nie unfreundlich gedacht hatte, erschien ihr jetzt als ein Störenfried und böser Geist geradezu hassenswerth.

Was brauchte dieser fremde Mensch zu kommen und das Herz eines Mädchens zu kirren, dessen Vater entschiedene Abneigung gegen ihn hegte! Eine so entschiedene Abneigung, wie die Curt Caspar Fabian's gegen Roger Walcott war, mußte denn doch Gründe haben, und wenn es auch nur instinctive Gründe waren. Und war es dann nicht ihre Pflicht gewesen, die Gründe ihres Mannes zu achten, auch wenn sie dieselben nicht kannte!

Also sich selbst quälend, fand sie den fernen Mann, zu dessen Gunsten sie heute so eindringlich geredet hatte, ihrer Fürsorge ganz unwerth. Je deutlicher das Gefühl ihrer körperlichen Schwäche und die Angst ihres Herzens wurden, desto mehr hielt sie sich für berechtigt, Roger Walcott zu hassen, der sie so weit gebracht hatte.

Es ward ihr unsagbar bitter und beklommen zu Sinnen. Sie wollte sich mit den Armen vom Stuhl aufheben ... Sie vermochte es nicht mehr ... Es ward ihr todesbange ... Sie horchte ... War denn Niemand in der Nähe? ... Sie versuchte zu rufen ...

„Curt ... Caspar ...!“

Sie hörte ihre eigene Stimme nicht. „Curt!“... Wenn er wirklich von ihr gehen könnte, ernsthaft, unversöhnlich, für immer?!

Ach, wenn ihn sein Eigensinn berieth, war er Alles zu thun im Stande. Ihr wollte das jetzt wenigstens in ihrer jämmerlichen Lage so scheinen.

Nun konnte sie rufen, laut rufen, und sie rief ... Aber nirgend eine Antwort. Im ganzen Hause tiefe nächtliche Stille.

Ihre Augen suchten nach einer Klingel. Sie erhob sich mit der letzten Kraft, um nach derselben zu greifen, streckte die Hand aus, reckte sich — und fiel bewußtlos neben ihren Stuhl. —

Zwischen Nacht und Morgen fuhr Clementine aus schwerem Schlaf empor. Die Betäubung war von ihr gewichen. Es war ihr, als hätte man sie beim Namen gerufen. Ihr Herz schlug heftig. Ihr erster Gedanke war, ob nicht Roger Walcott in der

Ferne ein Unheil zugestoßen wäre und Ahnung dessen sie geweckt hätte.

Sie horchte, sie sann. Sie wunderte sich, daß sie nur zur Hälfte entkleidet geschlafen hatte. Da kam ihr auf einmal die Erinnerung des gestrigen Abends, des traurigen Nachtmahls, des wunderlichen Nachspiels mit Curt . . . Und dann? War dann nicht noch etwas geschehen? Etwas ganz Abscheuliches? . . . Nur ihr Gehör erinnerte sich wüster, schallender Worte. . . . Ihre Augen erinnerten sich einer bewegten Szene . . . Aber was war die Veranlassung zu jener Szene, was war der Inhalt jener Worte gewesen?! . . . Sie besann sich umsonst.

Hatte sie vielleicht nur schwer geträumt? Sie möchte das so gerne glauben.

Da zuckte sie erschreckt zusammen. Es war ihr wieder, als ob sie rufen hörte . . . Und das war keine Täuschung.

Sie setzte sich im Bett auf und horchte mit gespanntem Ohr . . . Ein leiser, wimmernder Ton ließ sich vernehmen . . . so kläglich, so schmerzhaft gedehnt . . . Das war ja die Stimme der Mutter!

Clementine warf sich im Nu ein Tuch um die Schultern, machte Licht und ging vor die Thüre. Auf dem Gange hörte sie deutlicher ein leises Rufen, das sich nach kurzer Zeit wiederholte.

Sie eilte vor das Zimmer ihrer Mutter, sie trat ein und fand die Frau in demselben Lehnstuhl liegen, wie sie sie vor etlichen Stunden verlassen hatte. Vor diesem Anblick ward ihre Ernüchterung vollständig. Sie erinnerte sich, daß sie in dieser selbigen Nacht ihre Mutter hier gesehen hatte und den tobenden Vater, den bittenden Bruder dazu, und nun wußte sie Alles und begriff Alles mit einem Schlage.

Aufschreiend stürzte sie ihrer Mutter zu Füßen und fragte und mahnte und bat.

Die arme Frau schickte sich an, von der Tochter gestützt, ihr Bette zu gewinnen. So oft sie allein in der Nacht den Versuch gemacht hatte, war sie nach den ersten Schritten bewußtlos zusammengebrochen. Auch nun fiel sie halbwegs in den Armen ihres Kindes zu Boden, und es dauerte eine Weile, bis Clementine sie zur Besinnung und vollends auf ihr Lager brachte.

Kaum sank das blasse Haupt in's Kissen, als ihr neuerdings die Sinne schwanden und sie dalag, einer Todten vergleichbar.

Clementine fühlte mit der Hand nach dem Herzen der Mutter. Ein unsagbares Gefühl bemächtigte sich ihrer, wie sie so den eigenen Athem anhielt, um nach dem Athem der Ohnmächtigen zu horchen, und die starren Züge um eine Bewegung wiedererwachenden Lebens belauschte.

Als die Kranke die Augen aufschlug und Clementine sie mit ängstlichen Fragen und Bitten überhäufte, wehrte jene ihren Worten. Sie sah dabei schier feindselig auf ihr Kind und sagte nur: „Wo ist der Vater?"

„Ich weiß nicht," antwortete Clementine und Zagen befiel die arme Seele.

„Ich will den Vater um mich haben! ... Ich will! ... Geh' ihn suchen!" hieß es jetzt, und die bleichen Lippen bewegten sich zuckend wie die einer Sterbenden.

Clementine mußte gehorchen, so sehr es sie ängstigte, die hilflose Frau nur auf kurze Dauer allein zu lassen. Sie lief den Gang entlang und drückte alle Thüren auf; sie rief die Mägde aus dem Schlaf und hieß auch diese nach dem Vater suchen. Aber sie entdeckten ihn nirgend. Die geöffneten Zimmer waren leer und, wo sie eine Thüre verschlossen fanden, regte sich nichts hinter derselben, und da sie den Grund ihrer Suche laut genug angaben, so nahmen sie nicht an, daß der Vater solcher Kunde taub bleiben könnte, sondern daß er demnach in seinem Zorn außer Haus, vielleicht auf ein Vorwerk oder in eine Jagdhütte gegangen sei.

Angstvoll kehrten sie zu der Herrin zurück. Als diese hörte, wie vergebens alle Mühe geblieben, schloß sie die Augen. Unter den Lidern quollen reichliche

Thränen hervor. Und als diese versiegten, meinte Clementine wieder, das Herz der Mutter stehe still.

In ringender Verzweiflung kauerte sie vor dem Lager und bat Gott um ein Ende ihrer Qual oder ihres Lebens.

So ward es Tag. Von Curt Caspar Fabian ward keine Spur entdeckt. Sein Sohn war nach dem Städtchen geritten und hatte den Arzt geholt. Der Doktor erstaunte, was Aufregung und Abspannung aus der sonst so tüchtigen kleinen Frau gemacht hatten. Diese verlangte auch nach dem Pastor.

Ein Zug von Angst und Beklommenheit ging durch das ganze Haus. Clementine wankte darin herum wie eine Geächtete, wie das arme Thier, dem schuldlos alle Sünden aufgeladen werden, damit es für andere geopfert werde.

Wenn die Mutter sie vor die Thür schickte, rang sie die Hände an der Wand und preßte die Augen darauf und stöhnte: „Roger, mein Roger, ich kann Dich nicht lassen! Was fang' ich an!"

Am späten Nachmittage kam der Vater nach Haus. Er war etwas betroffen von der Wirkung, die seine Worte und der erste Versuch, dem eigenen Herde sich zu entfremden, angerichtet hatten.

Er ließ bei seiner Frau anfragen, ob sie ihn empfangen wollte. Und da diese ohnehin nichts anderes

gethan, als nach seinem Anblick verlangt hatte, trat er bald darauf, äußerlich ungebeugt und mit annoch zürnender Miene, über die Schwelle.

Sowie er die Kinder sah, wies er dieselben, ohne sie eines Wortes zu würdigen, mit ausgestreckter Hand vor die Thüre. Seine Brauen zogen sich finster zusammen, seine Zähne kauten an der Lippe, da er den Beiden den Rücken kehrte, einen Stuhl ergriff und sich annoch wortlos vor das Bett seiner Frau setzte.

Curt und Clementine standen draußen. Solch' ein Wiedersehen ließ keiner Hoffnung Raum. Der Bruder faßte die zuckende Schwester an der Schulter und führte sie fort.

„Mädel," sprach er, „wir haben beide heute bei dem Unglück im Hause noch keinen rechten Bissen gegessen. Komm und thu' wie ich, sonst wirst auch Du uns noch krank. Was hat dann der Vater davon?"

Clementine redete nicht. Sie ging, wohin man sie führen mochte. Wenn sie still stand, vor Müdigkeit, vor Beklommenheit des Herzens, redete Curt ihr zu: „Geh' mit! Zu den Alten darf ja nun doch keiner, eh' ihn diese rufen lassen. Komm! Hier kannst Du Dich sicher ausweinen."

So führte er sie in seine eigene Stube, die in einem der Nebengebäude lag. Clementinens Zofe, die um ihre junge Herrin sehr besorgt schien, brachte

das Essen. Sie nährten sich, der eine mehr, die andere weniger, anfangs ohne eine Silbe zu sprechen. Später, da es dunkelte, holte Curt wieder Wein aus seinem Versteck. Clementinen fiel ein Schauder an, als sie die Flasche nur sah.

Curt drängte nicht. Er sprach nur: „Was willst Du denn nun machen?"

„Sterben!" antwortete Clementine.

„Possen!" rief jener. „Sei lieber froh, wenn uns die Mutter nicht stirbt! ... Eine schöne Geschichte, die Du da angerichtet hast!"

„Ich?!"

„Ja Du, Tinchen! Du und Dein sauberer Yankee — Hol' ihn der Teufel!"

„Curt! Auch Du?!"

„Na, nimm's nicht vor Uebel! ... Man soll sich wohl noch bedanken für den Rummel, den Ihr zwei in unserem sonst so glücklichen und zufriedenen Hause angerichtet habt! ... Die arme Mutter! Wie sie leiden muß! Den Vater kann der Schlag rühren! Und das alles ...

„Nu, nu, weine nicht! Ich weiß schon, scheiden thut weh, aber man muß sich eben fügen. Ich hatte auch einmal Jemand gern ... Es war zwar nur eine Krämerstochter, aber sie heimelte mich wunderbar

an. Du weißt ja . . . Ich meinte, ich könnt' ohne das Ding nicht leben. Ihr war auch so zu Muth. Und die Sache war auch ziemlich weit gediehen . . . viel zu weit . . . Ich kam schön an beim Vater. Ich danke! . . . Ich mußte mich eben auch drein finden und schicken."

„Du hast das gekonnt?" antwortete Clementine und sah den Bruder halb verächtlich, halb erstaunend an. „Du hast's überstanden! Du lebst vergnüglich in den Tag hinein weiter! . . . Sage doch, wie hast Du das fertig gebracht?"

„Wie?" versetzte Curt, „etwa so!"

Er schwenkte sein Glas in der Hand und trank es aus.

„Pfui!" sagte das Mädchen und verhüllte sein Gesicht. Sie dachte an gestern und es ekelte sie vor ihr selber.

Curt lachte derb und stürzte hastig noch ein Glas hinunter. „Was Pfui?" rief er dann. „Sagst Du Pfui zu Gottes Gabe? Mit welchem Rechte denn? . . . Lächerlich! Wir sind beide nicht viel mehr als einsame Spatzen. Aber ich bin fidel, und Du bist verelendet. Also sage nicht Pfui zu meinem Sorgenbrecher . . . Der Pastor selbst hat neulich gepredigt, daß man einen Teufel durch den anderen austreiben

solle. Nun also, und daß mir's wohl bekomme, was Gott wohlgefällig ist!"

„Es mag ein Trost für Mannsleute sein!... Für ein weibliches Wesen dünkt es mich ekelhaft!"

„Närrchen! Red' ich Dir denn zu, daß Du Dich betrinken sollst?... Hast Du mich je betrunken gesehen?... Der Wein soll einem die trüben Gedanken wegschwemmen; ein paar Gläschen heitern auf. Das sei genug."

„Heitern auf!" wiederholte Clementine mit so spöttischem Munde, als gäb's auf der Welt für sie keinen heiteren Gedanken mehr, und mit einem Ausruf wilder Rathlosigkeit griff sie nach dem Glase und warf es in die Ecke, daß es in Scherben sprang.

Sie hörte nicht, was ihr Bruder im jähen Zorne zu ihrem Gebahren sagte.

Sie stützte die brennende Stirn in beide Hände und beklagte ihr elendes Loos.

Da kam die Zofe wieder herein, die ihnen aufgewartet hatte, lehnte sich an den Thürpfosten, die Schürze vor's Gesicht breitend, und schluchzte: „Die arme Frau!... wenn sie uns nur nicht unter den Händen bleibt!... Sie kommt noch um vor Schwäche!"

Die Geschwister standen erschreckt vom Tisch auf. Curt erkundigte sich, ob denn der Vater noch immer bei der Mutter sei.

„Noch immer!“ war die Antwort und die Zofe schlich hinaus.

Curt nahm Clementinen fest bei der Hand, stellte sie in einen Winkel und sagte: „Mädel, nimm Dir ein Herz und mach' ein Ende der Geschichte. Bring' ein Opfer! Du mußt es! Du darfst Dir nicht nachsagen lassen, Deine Halsstarrigkeit habe Deine Mutter umgebracht!“

„Curt!“ schrie die Schwester auf, „auch Du redest so! Was kann ich armes Geschöpf für des Vaters unsinnige Härte?“

„Schilt nicht auf den Vater! Ich leid's nicht!“ antwortete der Erhitzte und trank.

„Wenn ich nur etwas wüßte, mich toll zu machen!“ Clementine rief es aus zermartertem Herzen. Sie streckte die Hand über den Tisch und stürzte nun doch ein Glas aus. Ihre Gedanken blieben dieselben.

„Ich geh' zur Mutter!“ sagte Curt verächtlich über die Achsel weg und warf dann die Thüre hinter sich in's Schloß, als wär' er der Vater selber.

Clementine kniete vor dem Stuhl nieder, auf dessen Lehne sie sich gestützt hatte. Sie weinte, sie betete, sie rang die Hände.

„Ich kann's nicht weiter tragen!“ rief sie. „Ich kann's nicht!“ —

Derweilen die Geschwister erst in Eintracht, dann in Erbitterung bei einander saßen, hatten die Eltern ein Gespräch ganz anderer Art.

Curt Caspar Fabian war zwar noch im Vollgefühl seines väterlichen Rechtes und seiner Charaktergröße in sein Haus zurückgekehrt. Als er aber da mit der Kunde von der Erkrankung seiner Frau und mit angstvollen Mienen und Reden empfangen wurde, die ihn das Schlimmste befürchten ließen, kam er sich doch einen Augenblick in anderer Erscheinung, als er sich sonst zu sehen gewohnt war, so zu sagen, um einen Kopf kürzer und schier wie ein rechter Missethäter vor.

Er hütete sich wohl, von dem, was in ihm vorging, etwas merken zu lassen, sondern behielt seine martialische Maske bei. Aber schweigend vor dem Bette der Kranken überlegte er doch, wie aus der Sackgasse, in die ihn Eigennutz und Hoffahrt gelockt hatten, herauszukommen sei, ohne sich vor den Seinigen etwas zu vergeben.

Sein Weib konnte nicht gleich sprechen, als es ihn wiedersah. Sie legte die Hand auf seine Faust. Sich an seinem Anblick erholend, sagte sie dann: „Du bleibst bei mir!"

Er nickte nur mit dem Kopfe. Er fand noch nicht das rechte Wort.

Da fuhr die Frau fort: „Ich will auch Deinen

Absichten nicht entgegen sein ... Du bist der Vater, Du bist der Herr!"

Hier fand nun Curt Caspar Fabian die bislang vergebens gesuchte Anknüpfung. Er räusperte sich und sprach: „Nicht nur ein strenger Herr, sondern auch ein gütiger Vater. Da Du Dich meiner Einsicht unterordnest, will ich auch Deinem Gefühle nicht taub bleiben. Das Gefühl der Frauen soll ja oft weiter führen, als die Einsicht der Männer ... Nun denn, so wohl erwogen meine Pläne waren, ich kann von einem liebgewordenen Gedanken scheiden. Ich! ... Unsere Clementine dagegen scheint zu solch einem Opfer zu schwach. Ich will eine Nacht, wie die letzte war, nicht noch einmal erleben. Da das Mädchen um keinen Preis von ihrem Amerikaner lassen will, so mag sie ihn haben und dabei glücklich werden. Ich will meine Abneigung bekämpfen. Und die Weibsleute behalten wie immer auch diesmal Recht."

Es hatte Curt Caspar Fabian gewiß viel gekostet, also zu reden. Er schwieg nun und labte sich an der Wirkung seiner Rede.

Seine Frau wollte ihrer Rührung und Bewunderung Ausdruck geben. Aber da er sah, daß sie sich dabei neuerdings erregte und ihr die Worte schwer wurden, bat er sie zu schweigen; er wisse, was sie sagen könne, und wolle nichts weiter hören.

So blieben sie schweigend neben einander. Die Gattin hielt des Gatten Hand fest. Ihr war, als ginge durch die Berührung des starken Mannes Kraft und Genesung in sie über.

In diese weihevolle Stunde trat Curt schüchtern und besorgt ein.

Er blieb an der Thür stehen.

„Ich wollte nur fragen, wie es der Mutter geht."

„Besser!" herrschte der Vater ihn an. „Wo ist Clementine?"

Curt ging, die Schwester zu holen. Er fand sie noch in derselben Stellung, wie er vorhin sie verlassen hatte, die Hände vor dem Angesicht, die Ellenbogen auf dem Stuhle, still verzweifelnd.

„Mädel, es muß sein! Die Eltern lassen Dich rufen. Sieh' die Mutter an und dann sprich, wie Deine Pflicht gebietet. Sei nicht feige!"

Sie wehrte sich und wollte nicht aus der Stube. Was er redete, hörte sie nicht. Auf einmal sprang sie mit einem herzzerreißenden Schrei auf und stürzte zur Thüre.

Dort wendete sie sich um, wies den Bruder ab und rief: „Laß mich allein gehen. Ich brauche keine Führung!"

Dennoch folgte Curt ihr, weil ihm bangte, die Schwester möchte sich ein Leid anthun. Sie kam ihm,

wie sie so im Zwielicht der Gänge und Treppen vor ihm herschwankte, wie ein nachtwandelnder Geist vor. Er bemitleidete sie von Herzen; er ahnte so wenig, wie sie es ahnte, was die Eltern eben Neues im Schilde führten.

Als der Spähende Clementinen vor der Mutter Thüre stillhalten, sich die Augen trocknen und endlich mit einer letzten verzweifelnden Gebärde die Klinke ergreifen sah, athmete er auf, sagte: „Gott sei Dank!" und ging seiner Wege.

Es schlug beiden Eltern in ihrer nunmehrigen Gesinnung auf's Herz, wie sie das blasse abgehärmte Mädchen eintreten sahen. Es war Fabian zu Muth, als säh' er erst jetzt, wie erbarmungslos sein Eigensinn gegen sein Fleisch und Blut gewüthet hatte. Aber auch Clementinen erfaßte Angesichts der bleichen kranken Mutter Vorwurf und Theilnahme und sie sank vor dem Bett auf die Kniee.

„Nun, mein Kind," sagte der Vater, um einen Uebergang zur Aeußerung seines Entschlusses zu finden, „hast Du es Dir ein letztes Mal überlegt, was Du thun willst?"

„Ja!" antwortete Clementine finster; sie wollte ihm dabei noch nicht in's herrische Gesicht blicken. „Ich kann die Mutter so nicht leiden sehen . . . Macht

mit mir, was Ihr wollt . . . Ich verzichte auf mein Glück . . . Ich will Roger Walcott aufgeben."

Sie konnte nicht weiter. Sie drückte ihr Angesicht auf die Bettdecke und weinte so heftig, als schluchzte sie ihre Seele aus.

Die Eltern schwiegen und sahen über dem Haupte des weinenden Kindes sich bedeutungsvoll in die Augen.

So war es ja zum Allerbesten geordnet, die Autorität des Vaters, der schon klein beigeben wollte, blieb in aller Glorie aufrecht erhalten, und sein Lieblingsprojekt, das er mit schwerem Herzen dem Frieden des Hauses zu opfern sich bereitet hatte, florirte neugestärkt seiner Erfüllung entgegen.

Es blinkte wie ein Strahl des Muthwillens aus seinen Augen und der halbbewußtlosen Clementine die Hand auf das Haupt legend, sprach er: „Du bist ein gutes Kind! . . . Gott segne Dich dafür!"

Auch die Mutter, die in letzter Nacht gegen den Störenfried Roger Walcott eine entscheidende Abneigung gefaßt, hatte gegen diese unerwartete Wendung der Dinge nichts einzuwenden. Sie nickte verständnißinnig ihrem Gatten zu. Dann reckte sie sich empor im Bette, drückte einen Kuß auf Clementinens Haar und sprach: „Glaube mir, es ist so zu Deinem Besten!"

Clementine fragte weder was noch warum. Ihr

war in diesem Augenblick alles einerlei. Sie hatte gethan, was sie nie für möglich gehalten hatte. Einen Augenblick war ihr, als griffen die gebrochenen Schwüre, die mit Füßen getretenen Versprechungen ewiger Liebe und Treue drohend nach ihrem Herzen. Dann aber kam der Stolz der Entsagung über sie. Das Opfer, welches sie brachte, war so groß, so schmerzhaft, daß es sie zu weihen und zu krönen schien. Sie litt mehr, als alle Anderen um sie leiden konnten; darum dünkte sie sich auch etwas Besseres als alle Anderen.

Wenigstens in dieser Stunde, da die Eltern sie wie eine wiedergefundene Verlorene umarmten.

Freilich hielt diese Stimmung nicht vor. Dumpfer Trübsinn wechselte mit heller Verzweiflung. Aber das Opfer war gebracht. Es konnte nicht zurückgenommen werden.

Die Eltern und Curt ließen es an Lobeserhebungen nicht fehlen. In Aller Angesichtern strahlte Freude. Die Mutter genas. Der Vater betrieb mit stillem Eifer seine Pläne.

Clementine magerte ab. Ihre Augen verloren den schönen Zauber. Sie lebte schweigend den Tag über. Sie versuchte es mehr als einmal, mit ihrem Pferde halsbrecherische Künste zu treiben. Aber Otranto kannte die Launen der Herrin. Der Gaul setzte über jedes Hinderniß, an das man ihn heran=

führte, mit gewohnter Präzision hinweg und brachte die Reiterin jedesmal so unbeschädigt heim, wie sie miteinander ausgezogen waren.

Curt kam bald hinter diese mehr oder weniger gefährlichen Versuche und verleidete der Schwester deren Fortsetzung durch derben Spott. In das Geschehene müsse man sich fügen, sonst sei man ein Narr. Und was sie da treibe, seien Narrenspossen, weiter nichts.

Sie gab ihm Recht. Ob sie lebte oder starb, was lag noch daran, da ihr Glück doch dahin war! Sie gab sich Mühe, nicht weiter an Walcott zu denken. Aber all' ihr Denken war so an ihn gewöhnt, daß ihr die neue Weise schwer genug fiel. Sie befaßte sich mit äußerlicher Arbeit, mit den banalsten Dingen; sie übte sich in Gedankenlosigkeit.

Sie glaubte manchmal, den fernen Freund nicht mehr zu lieben. Sie glaubte sogar ein Recht zu haben, ihm Vorwürfe zu machen. Er hätte nicht abreisen, oder doch nicht so plötzlich an die Mutter schreiben sollen! . . . Das hielt freilich nicht vor. Walcott hatte sich recht und gut, so ganz wie ein Ehrenmann benommen. — Da waren ihre Gedanken wieder auf dem alten Fleck.

Tagsüber ging's noch, denn Clementine machte sich in Haus und Garten wie eine Magd zu schaffen. Aber wenn der Abend kam, der lange Sommerabend,

das war harte Zeit. Die Gedanken ließen sich nicht ertödten — nicht immer.

Und besonders einer nicht. Sie hatte in der Opferwuth des ersten Zugeständnisses dem Vater in die Hand versprochen, das Verhältniß kurz abzubrechen und Roger Walcott's fernere Briefe unbeantwortet zu lassen. Weitläufige Auseinandersetzungen führten in Herzenssachen nicht zum Ziele, sagte man ihr.

Curt Caspar Fabian wußte freilich nicht, welcher Art das Verhältniß seiner Tochter zu dem Amerikaner gewesen, und daß es nicht nur Pflicht des Herzens, sondern auch Gebot der Ehre war, so festgeschlungene Bande in anderer Weise zu lösen.

Clementine fühlte das, aber sie konnte es dem Vater nicht beibringen. In den nächsten Wochen kamen noch Briefe von Roger Walcott. Sie waren alle voll Zuversicht in sein Geschick und seines Mädchens Treue, voll argloser Freude über seines Kindes Genesung, voll Pläne für die nächste Zukunft in einer neuen Heimath.

So gern Clementine vergessen wollte, ihr Gewissen stellte ihr doch immer wieder vor, daß der Mann fern überm Meer von liebgewordenen Verhältnissen vielleicht mit großen, nie wieder zu vergütenden Opfern sich loslöse; daß es gemeine Falschheit sei, ihn mit allen Kräften und vollem Vertrauen an einer Brücke

bauen zu lassen, — zu der es kein anderes Ufer mehr gab.

Jedesmal wenn der Abend kam, die Zeit, welche sie sonst mit Briefen an den Geliebten verwerthet hatte, kamen ihr auch Vorwürfe und Gewissensbisse; das Pflichtgefühl ihres Herzens zwang sie an den Schreibtisch. Mochte der Vater denken und sagen, was er wollte, sie durfte nicht schweigen, sie mußte zum Muth der That auch den Muth des Bekenntnisses haben. Sie war verurtheilt von ihrem Ehrgefühl, den Mann, in dessen Lebensglück sie sich mit aller Macht des Leibes und der Seele hineingedrängt, den sie mit Schwüren glühender Neigung und mit Versicherungen ewig währender Treue überhäuft hatte, der seinen Lebensgang ihr zu Liebe in ein anderes Geleise zu bringen bemüht war, von eitel gewordener Hoffnung los zu lösen.

Es war ihre Pflicht, zu sagen: meine Eide sind nichts, mein Herz ist schwach, meine Liebe keines Zutrauens und meine beste Vergangenheit keinen Schuß Pulver werth! Sie mußte das und wollt' es auch sagen. Aber solch ein Geständniß war der Tochter Curt Caspar Fabian's schwer — und doppelt schwer dem Manne gegenüber, dem sie sich selber mit allem Ungestüm einer übermächtigen Leidenschaft gegeben hatte.

Wie oft fing sie den nothgedrungenen Brief an Walcott an! Aber sie hatte ihm so oft ganz anders geschrieben, daß sie es nun nicht über sich vermochte, zu gestehen, wie alles Frühere nur als Eine große Lüge zu betrachten sei. Aus solcher Noth errettete sie jedesmal Curt, der es sich vorgesetzt hatte, seine Schwester so wenig wie möglich allein zu lassen und insbesondere des Abends ihr die Grillen zu vertreiben — auf seine Weise.

Da kam nach mehrwöchentlicher Pause wieder ein Brief von Roger Walcott über's Meer. Seine Besorgniß, das plötzliche Schweigen seiner Braut wäre die Folge einer Erkrankung, wechselte mit der Befürchtung, daß man sie um seinetwillen quäle, daß es ihr unmöglich geworden sei, ihm ein Lebenszeichen zu geben, daß er aber trotzdem wisse, was er an ihr habe, und sich nicht beigehen lasse, an ihrer Treue zu zweifeln. Er arbeite rüstig weiter und hoffe in Monatsfrist so weit gediehen zu sein, Amerika verlassen zu können. Dann werde er kommen und Alles zum guten Ende führen.

Es ging beim Lesen dieses Briefes ein Gefühl wie Zorn über Clementinens Herz. Solch eine Zuversicht erschien ihr auf einmal unerhört, ja strafbar. Ihr sollte Strafe nicht fehlen.

Wieder setzte sie sich hin und schrieb eifrig —

Aber was sie geschrieben, war nur die alte Versicherung inniger Liebe und tiefgefühlten Unwerths.

Sie zerriß lange Seiten, fing von Neuem an, nur um Halbfertiges von Neuem zu vernichten und also in vergeblichem Beginnen sich zu ermüden, bis wieder Bruder Curt hinter ihren Stuhl trat und mit billigem Spott und dringender Heiterkeit sie von ihrer Qual erlöste.

Dann gingen sie Arm in Arm mit einander in den Garten, über den Hof, nach einer Laube am Vorwerk oder zurück nach Curt's heimlichem Stübchen. Sie schlenderten trällernd durch's Grün, wie ein Paar Zechbrüderlein, und setzten sich dann zusammen und thaten sich Bescheid und suchten nach einem Tropfen Lethe in einer Flasche Wein.

Der Verwalter des ehemalig Boppel'schen Gutes gesellte sich dazu. Nach und nach wurden es ihrer mehrere. Ein junger Forstmann und ein Paar Offiziere der kleinen Garnison erlaubten sich, den „Freund Curt" zu besuchen. Die einfache Seele des guten Jungen schien plötzlich in der Werthschätzung der Umgegend sehr gewonnen zu haben.

Die Weinlaube an Curt Caspar Fabian's Vorwerk errang sich den Ruf anmuthiger Heiterkeit und geselliger Unterhaltung. Man wagte eines Abends dort auch ein kleines Spiel zu proponiren. Mit

einer gewissen Zaghaftigkeit des Anfängers, mit gegenseitig zur Pflicht gemachter Vorsicht und Einschränkung betheiligte sich einer nach dem anderen daran. Nicht unter den letzten auch Clementine.

Das Sprichwort schien ihr Glück im Spiel zu sichern, und sie hatte wirklich Glück.

Wenn die Gäste gegangen waren, geleitete Curt die Schwester nach dem Wohnhause zurück. Sie plauderten über die Chancen des Spiels und lachten über die einzelnen Spieler. Fing die Schwester plötzlich an zu seufzen, so setzte sich Curt noch ein Weilchen zu ihr und suchte ihr Trost einzureden — freilich mit kurzen und nicht eben neuen Worten.

Eines Abends brachte der Verwalter des weiland Boppel'schen Gutes einen Brief und die Nachricht mit, daß der neue Eigenthümer, Baron Adalbert von Althahn seine Ankunft meldete.

Natürlicher Weise war daraufhin viel von dem jungen Manne die Rede. Der eine lobte seine Erscheinung, der andere seinen Reichthum, dieser seine Pferde, jener seine Abenteuer in der eleganten Welt.

Gegner und Neider schien der Mann an diesem Abend oder doch in diesem Kreise keine zu haben.

Clementine ward zum ersten Mal auf den Namen aufmerksam, der schon seit geraumer Zeit in dieser Gegend viel genannt wurde. Sie hatte noch keine

Ahnung, in welchem Zusammenhang sie selber mit dem Ankauf des Boppel'schen Gutes stand, und welche Wünsche der eigene Vater damit verknüpfte. Aber sie erinnerte sich jetzt gar wohl, daß derselbe Herr ihr auf der Besitzung ihres Onkels Bertram vorgestellt worden war.

Im Geiste hörte sie wieder die polnischen Bauern in der Schenke Mazurka spielen und tanzen, und sah zwischen grünen Bäumen, zwischen einem Rudel halbnackter Dorfkinder und einem Dutzend geängstigter Schweine plötzlich das vornehme Viergespann mit dem eleganten Lenker auftauchen und vor dem Perron des Schlosses halten.

Als dann bald nach des Verwalters Ankündigung der Herr von Althahn wirklich seinen Einzug auf Boppel's Gut hielt, redete man ringsum in der Nachbarschaft eine lange Woche von nichts Anderem. Man meinte nicht mit Unrecht, nun werde bald ein frischeres Leben in die Landschaft kommen mit dem flotten Herrn, der nicht gleich den Philistern Boppel und Fabian ängstlich auf geschlossenem Geldsack sitze, wie wenn er auf dem alten einen neuen ausbrüten wolle.

Darin wurden die guten Leute denn auch nicht enttäuscht. Adalbert von Althahn machte zwar kein Hehl daraus, daß er in seinem Sinnen und Trachten ein vollkommen moderner Mensch sei und seinen Namen

und seine Person nicht für zu gut halte, um in aufmerksamer Rührigkeit Handel und Wandel zu beobachten und sich selbst in vielversprechende Geschäfte und Unternehmungen zu wagen; aber in seinen Vergnügungen und Leidenschaften war er ganz Cavalier geblieben und in der Art, dies an den Tag zu legen, war viel vom auffälligen Glanz und lauten Ungestüm, wie sie bei jenen sarmatischen Herren sprichwörtlich geworden, unter deren Nachkommen er einen Theil seines Lebens verbracht hatte.

Adalbert von Althahn war jung und hübsch; leichtlebig und leichtsinnig; er liebte Aufsehen zu machen und zu glänzen vor Anderen; und weil dies ohne Geld nicht möglich war, so liebte er auch das Geld und ging ihm nach, wo immer es in großen Summen zu suchen war.

Von Haus aus wohlhabend, kaum ein Jüngling Herr seines Vermögens und nie darauf erpicht, für Andere, die ihn nicht viel angingen, oder noch gar nicht existirten, zu sparen, war er mit einem guten Theil des von seinen Vätern Ererbten früher fertig geworden, als ihm bei seinen Gewohnheiten und Bedürfnissen denn doch selber lieb sein konnte.

Da er nicht wünschte, sich in reiferen Jahren einzuschränken, um schließlich im Alter nothdürftig

durchzukommen, berieth ihn angeborene Klugheit, bei Zeiten auf Vermehrung seiner Einkünfte zu sinnen.

Der Zug, der durch die Welt ging, wehte ihn in's Fahrwasser großer Geschäfte. Mehr oder weniger Dilettant, kosteten diese Versuche viel Lehrgeld.

Dies wieder einzubringen und rascher einzubringen, als es die damit erkaufte Weisheit gestatten möchte, kam er auf die nicht ungewöhnliche Idee, eine reiche Partie zu machen.

Vergaß er selber dieses guten Vorsatzes, so fehlte es in der Umgebung junger, halbabgehauster polnischer Gutsbesitzer nicht an ebenso dienstbeflissenen als erfahrenen Leuten, denen die Flöhe nie ausgingen, welche sie lebenslustiger Jugend in die Ohren setzen wollten.

Wenn der schmucke Herr von Althahn wollte, so gab es jüdischer und christlicher Zwischenträger genug, die einem so stattlichen Freier nur die Qual der Wahl zwischen allerhand Fräulein und Wittwen übrig ließen. Wenn der Baron sich vollends zu einer Bürgerlichen bequemen mochte, konnt' es nicht an beschnittenen oder unbeschnittenen Dukaten fehlen.

Aber Adalbert war krittlichen Geschmacks und manchmal von handgreiflichen Launen. Er hatte schon mehr als einen Unterhändler sammt seiner Musterkarte von Photographien und seinen Mitgifttabellen

zur Thüre hinausgeworfen und nicht blos im figürlichen Sinne.

Endlich hatte ihm doch einer Luft gemacht. Die Gelegenheit war diesmal gar so günstig und das Gute lag gar so nahe. So ließ denn Junker Adalbert seinen schönen Viererzug anspannen, setzte seinen Hut auf's Ohr, steckte eine Rose in sein Knopfloch und kutschirte munter, stolz und unternehmungslustig nach „Onkel Bertrams" benachbartem Hofe hinüber, wo der hochgelobte Goldvogel sich zur Zeit aufhielt.

Er kam aller kritischen Launen voll angefahren. Aber er war der erste nicht, den Clementinens Augen die Waffen strecken hießen.

Wahrlich dies Mädchen sah nicht darnach aus, als brauchte es einen Heirathsvermittler, um unter die Haube zu kommen. Die kühle, vornehme, schwermüthige Weise, in der sie während der ersten Trennung von Roger Walcott sich gefiel, trug nur dazu bei, den kecken Brautfahrer in Feuer zu setzen. Sie übersah ihn wie alle anderen Gäste und schien es offenbar nicht nöthig zu haben, ihm zu gefallen.

Und so geschah es wieder einmal, daß einer, der sich's Jahr und Tag reiflich überlegt, der Jahr und Tag gezaudert, geprüft und abgewogen hatte, einer, der sich viel zu schlau dünkte, sich von den Geriebensten über's Ohr hauen zu lassen, in einer schönen

Stunde sich über Hals und Kopf verliebte und für die größte Thorheit seines Lebens reif wurde.

Nicht wenig trug zu dieser Verwandlung Clementinens Vater bei. Adalbert, der trotz seiner angespannten Schlauheit und seines gewöhnlichen Mißtrauens, wenn er den Harnisch einmal ablegte, eine von Grund aus leichtsinnige Natur war, meinte, noch eh' er sich seiner Neigung zur Tochter vollkommen klar geworden war, jedenfalls in Curt Caspar Fabian das Urbild eines Schwiegervaters, wie er einen brauchte, entdeckt zu haben.

Freilich war ihm dieser auch mit aller Freundlichkeit entgegengekommen, die sein Herz aufzubringen und seine Mienen auszudrücken fähig waren. Und das wurde wieder nur aus dem Umstande erklärlich, daß auch Curt Caspar Fabian nach den ersten Worten in Adalbert von Althahn den Mann erkannt hatte, der im Stande wäre, Boppel's schönes Gut in seinem Sinn zu erwerben, und der schon aus diesem einen Grund ihm als der beste der Schwiegersöhne erschien.

So zogen sich die beiden prunksüchtigen Menschen, die vor Keinem ihre Karten aufdeckten und sich eine Gewissenspflicht daraus machten, Anderen Sand in die Augen zu streuen, wundersam an. Einer bewunderte, so zu sagen, den Federbusch des Anderen und die vortheilhafte Art, ihn zu tragen.

Da jeder den Anderen als einen geriebenen Herrn kannte, so vermieden sie untereinander jedes im Handwerk verpönte Manöver, jeden verdächtigen Ausdruck, jedes bedenkliche Wort und erzielten durch diese Vorsicht eine gegenseitige Sicherheit des Gemüthes, in welcher fromme Wünsche leicht Wurzel schlugen und unangefochten gediehen.

Ein rühriger Geschäftsmann, der ein geborener Freiherr und noch überdies ein glänzender Weltmann war, entsprach so ziemlich dem Ideal des hochmüthigen Bauernsohnes, der bei aller Selbstüberschätzung sich doch als Emporkömmling fühlte.

Ein solider, immer zahlungsfähiger, erbgesessener Gutsbesitzer erfüllte andererseits den Enkel besserer Väter mit unwillkürlicher Hochachtung, besonders in jenen nachdenklichen Stunden, wo er bequem gewordener Selbstverblendung trotzend sich gestehen mußte, daß es mit seinen Angelegenheiten, so glänzend er sie verhüllte, mehr und mehr bergab ging.

Bei alledem hätten die beiden schlauen Herren doch nicht so erfolgreich einander täuschen können, wenn nicht Beiden Leidenschaft ihre Wünsche blendend vor Augen gehalten hätte. Dem einen gaukelte die Liebe mit ihren rosigen Schleiern vor dem Blick, dem anderen spielten Habsucht und Eitelkeit einen Streich.

Und so drückten sie einander warm an's Herz, als

sie nächst der polnischen Grenze von einander Abschied nahmen. Sie hatten sich gefunden, sie hatten sich geeinigt, sie hatten sich verschworen. Curt Caspar Fabian übernahm es, für den jungen Mann das Gut Boppels unter den günstigsten Bedingungen zu erwerben, und dieser durfte von jenem in der schönen Hoffnung scheiden, ihm dereinst näher zu stehen als andere Leute.

Als sie sich dann in Fabians Heimath wiedersahen, waren die Dinge bereits weit gediehen. Adalbert von Althahn war seine polnischen Besitzungen losgeworden und als Herr auf Boppels Haus eingezogen; ein Rattenkönig von großen und kleinen Geschäften hatte sich von der einen Thatsache zur anderen gewälzt; Clementine war von Roger Walcott getrennt; ihre Mutter war für des Vaters Ideen gewonnen und der neue Freier hatte mit aller Achtsamkeit und Eleganz in dem kleinen, nichts weniger als gewählten Kreise, der sich allabendlich um Curt und seine Schwester zu versammeln pflegte, den Vorsitz übernommen.

Diese jungen Landwirthe, diese kleinen Lieutenants von der Linie fühlten sich nicht wenig gehoben, einmal einen wirklichen Lebemann, ein mauvais sujet im großen Styl, einen Spieler, der die hohen Schulen von Monaco und Baden-Baden absolvirt hatte, unter sich zu haben.

Andere Flaschen, andere Karten, andere Summen erschienen auf dem Tisch. Ein lustigeres Leben war in die öde Gewöhnlichkeit provinziellen Treibens gekommen.

Adalbert von Althahn ging nicht darauf aus, diese armen Hühnchen zu rupfen, noch glaubte er, in dieser Kumpanei auf die Dauer eine seinem Geschmack entsprechende Gesellschaft gefunden zu haben; ihm waren diese Burschen gerade recht, um sich und seine Besonderheit wirksam in Scene zu setzen und vorläufig die Gelegenheit zu bieten, Clementinen allabendlich in angeregter Laune wiederzusehen.

Als die beiden klügsten und eigenthümlichsten Menschen dieses Kreises mußten sie sich früher oder später über die Köpfe der anderen hinweg zusammenfinden.

Clementine, die von jener verhängnißvollen Zwiesprach ihrer Eltern damals nur die letzten Worte vernommen und keine Ahnung von dem Lieblingswunsch ihres Vaters und der zwischen ihm und Adalbert abgekarteten Sache hatte, ließ sich des Nachbars Galanterie arglos gefallen. Leidenschaftlichen Gemüths und ungestümen Blutes, wie sie war, betheiligte sie sich hitzig an gewagtem Spiel, verlor und gewann und wußte es dem Freiherrn Dank, daß er Zeitver-

treib und Zerstreuung in ihre dumpfe Verzweiflung gebracht hatte.

Dies Gefühl machte zuerst ihre Seele der seinigen geneigt und stimmte sie zur Vertraulichkeit gegen einen Mann, der, wie immer sein Werth in der Welt gemessen werden mochte, in dieser Umgebung der beste, ja der einzige war, der von Seiten eines weiblichen Wesens einer Auszeichnung würdig erschien.

Adalbert von Althahn blieb nie zu lange. Er schied meist in demselben Augenblick, wenn die Unterhaltung durch ihn in besten Zug gebracht worden war. Clementine fand es hübsch, daß er die Pferde, die ihn abzuholen kamen, nicht warten ließ und diese schönen Thiere demnach mehr berücksichtigte, als die abgeschmackten Menschen, mit denen sie beide zu verkehren gezwungen waren.

Sobald Althahn, die Seele dieser Gesellschaft, geschieden war, hatte diese nichts Besseres zu thun, als sich aufzulösen.

Ging dann Curt mit seiner Schwester nach dem Wohnhause zurück, so wurde diese jedes Mal von doppelter Traurigkeit erfaßt. Sie sprach dann oft von Roger Walcott und weinte noch ein Stück.

Curt kam es in seiner Einfalt so vor, als geschehe das nur noch, um der Ehre des Herzens genug zu thun, und werde der schmucke, kecke Adalbert

schon den Rest von Sehnsucht aufarbeiten, von welchem Clementinens arme Seele noch geplagt wurde.

Da ihm aber jede Gelegenheit recht war, aus seines Vaters Keller eine Flasche zu holen, so hielt er es für Christen- und Bruderpflicht, die Verlassene zu trösten. Saßen die Beiden dann noch ein Stündchen beisammen und löste der Sect die Zunge Curt's, so floß sein Mund davon über, wovon sein Herz voll war, und er lobte Adalbert von Althahn, der ihm noch weit mehr imponirte als seinem klügeren Vater.

So ging es ohne besonderes Aufsehen und ohne merkwürdige Zwischenfälle weiter, bis eines Abends der muntere Herr von Althahn an Curt's grünem Tisch eine Summe Geldes verspielte, die an sich nicht unbedeutend, in diesem Kreise unerhört war.

Geschah dies nun aus Zufall oder in der wohl erwogenen Absicht, gegen Verlust einer großen Summe die Theilnahme eines großen Herzens zu gewinnen, — Thatsache war, daß Clementine von jähem Schrecken ergriffen wurde und in solcher Aufwallung den Entschluß faßte, auf Adalbert's Leben von bestimmendem Einfluß zu werden. Sie nahm sich vor, diesen interessanten jungen Mann von seinen ebenso kostspieligen als unwürdigen Zerstreuungen abzulenken und ihn auf den Weg der Tugend zurückzuführen.

So schmal der Weg der Tugend sein mag, es haben darauf immerhin zwei neben einander Platz. Und da gute Gesellschaft uns gar oft einen unbequemen Weg vergessen läßt, so fügte sich auch Adalbert gern in Clementinens fromme Zumuthung, und fand nicht, daß er dabei schlimmer fuhr.

Das Mädchen ward von ihrem Unternehmen vollauf im Geist und Gemüth beschäftigt; die hochsittliche und sittigende Aufgabe erfüllte sie immer mehr und mehr. Sie kam sich dabei ungemein gereift und geläutert vor. Ihr schon verloren erachtetes Leben erhielt auf einmal einen neuen Zweck und in ihren Augen eine neue Bedeutung.

Hatte sie sich vordem in der untergeordneten Rolle aufblickender Demuth wohlgefallen, zu der sie sich Roger Walcott gegenüber verpflichtet gefühlt, so fand sie jetzt im Beruf einer Führerin, eines guten Engels und erziehenden Schicksals eine Aufgabe, bei der sich das Blut ihres hochmüthigen Vaters und ihrer bigotten Mutter gleicher Weise befriedigt fühlten.

Sie wußt' es Adalbert Dank, daß er so hübsch auf ihre Intentionen einging, zu ihren Predigten so artig den Kopf hängen ließ und, so lange sie mit ihm spielen wollte, nach keinem Kartenspiel Bedürfniß empfand. Ja sie bewunderte in ihrem Erfolge die eigene Kraft und liebte in dem Manne, darin ihr

Geist solch wundervolle Wandlung hervorgebracht, sich selbst, die all den Zauber ausgeübt hatte.

Kameradschaftliche Freundschaft verband die beiden müßiggehenden Menschen, die sich diese Komödie der Bekehrung vorspielten. Ohne daß es beide gemerkt hätten, war auch ihnen der tägliche Verkehr zum Bedürfniß geworden.

Adalbert küßte dankbar Clementinens Hand, wenn sie ihn daran erinnerte, daß sie nun über einen Monat keine Karte mehr berührt hatten; und Beide lachten über die Gefolgschaft der „Förstlinge, Stromer und Kriegsknechte," die sie so leicht entbehren konnten, wenn sie im Elternhause vor dem offenen Flügel bei einander saßen oder auf einer Bank im Garten, der sich herbstlich zu verfärben begann und nur um so schöner prangte, ehe das Laub von ihm fallen sollte.

So betäubte Clementine alle Gedanken. Die Mahnung, Roger Walcott zu schreiben, wie es im Hause, wie es in ihrem Herzen stand, wurde geflissentlich überhört. Sie hätte vordem sich ihm enthüllen müssen — ja doch! Aber nun war's lang zu spät! Nun mußt' er ja ohnehin wissen, daß Alles aus sei. Liebe spricht; wer schweigt, hat einem eben nichts mehr zu sagen. Diese Logik ließ sich ja wohl auch aus der Ferne begreifen.

Und Roger Walcott schien sie begriffen zu haben, denn auch er schrieb nicht mehr.

Noch manchmal, wenn Clementine zwischen Traum und Tag erwachte, flog ihr der Gedanke mit einem Seufzer vom Munde: ob wohl heut ein Brief von Roger kommen wird!

Das war aber nur so ein halb unbewußter Nachklang aus vergangener Zeit. Sich vollends ernüchternd schalt sie sich um solcher Schwäche willen. Und dachte sie, wie glücklich solch ein Blatt Papier sie vordem gemacht hätte — so seufzte sie noch einmal und konstatirte mit herber Genugthuung, daß sie jetzt freilich nicht glücklich sei.

Damit, meinte sie, wäre die Rechnung wohl beglichen und Menschen und Schicksal hätten nichts weiter von ihr zu fordern, die, wie sie glaubte, kein Glück mehr suchte und schon genug gelitten hätte.

Derweilen sich all' diese Veränderungen vollzogen, arbeitete fern im Westen über dem Weltmeer ein ernsthafter nüchterner Mann daran, sich ein neues Glück zu bereiten und dies Glück mit demjenigen Wesen zu theilen, welches sich ihm so lieblich und leidenschaftlich zu eigen gegeben hätte.

Seit zwei Monaten zwar war keine Kunde von ihr zu ihm gedrungen. Es schmerzte ihn und beunruhigte ihn, denn ihre Briefe waren von einem eigen-

thümlichen Zauber erfüllt, der sich dem Leser berauschend mittheilte, und überdies mußte so langes Schweigen ihn mit Sorgen erfüllen.

War es ihr unmöglich gemacht worden, an ihn Botschaft zu senden? Fing man ihre Briefe vorsichtig ab, ehe sie vom Land in die Stadt zur Post gelangten?

Roger Walcott verfiel auf hundert Gedanken und malte sich deren Möglichkeiten aus; nur auf den einen verfiel er nicht, daß Clementinens Liebe ihm abwendig geworden wäre.

Wohl meldete sich auch dieser und klopfte dringlich genug an die Thür seines Herzens. Aber dies Herz war zu wohl verwahrt.

Roger brauchte nur ihre Briefe aufzuschlagen, wo er wollte; da stand's in Feuerzügen überall geschrieben, daß nichts in der Welt sie ihm abwendig machen könne, und daß, was auch geschehen, was immer man ihm berichten möge, er an ihre Treue glauben solle, die unerschütterlich sei und stärker als der Tod.

Man sagt, daß der Mensch, der zum nächtigen Himmel aufblickt, über seinem Haupte Sterne, die längst schon untergegangen und zerstoben sind, annoch vollen Glanz ausstrahlen sieht. So wirkte der Zauber, den Clementinens Liebe in ihren Briefen ausgestrahlt

hatte, noch auf den fernen Mann, der wie zu seinem Sterne zu ihrer Liebe mit gesunden Augen aufblickte, da doch diese Liebe bereits untergegangen und erloschen war und Clementinens Herz seine Leuchtkraft verloren hatte.

Was Roger Walcott in seinem Irrthum festhielt, war besonders der Umstand, daß Clementine schwieg.

Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, sagte er sich. Wäre sie ihres Versprechens überdrüssig, liebte sie ihn nicht mehr, ein Mädchen wie sie, fände den Muth und die Worte dazu, einen braven Mann seines Versprechens zu entbinden.

So lange dies nicht geschah, so lange Clementine ihn ausdrücklich nicht mit Wink und Wort freigab, war er gebunden und stand in Pflicht.

Sein Wort nicht leichtsinnig geben, aber an dem einmal gegebenen festhalten, wie der Held bei der Fahne, solange noch ein Fetzen und ein Spahn zusammenfassen — das war Roger Walcott's Art. Betrügen war eine Schande, betrogen werden nicht.

Er liebte Clementinen zu sehr, und sah, die er liebte, noch in zu rosigem Licht, um zu glauben, daß sie betrügen könnte.

Das Herz ist ein Sophist, alle Ferne begünstigt Täuschungen, und geschriebene Liebesworte wirken be-

rückender auf die Phantasie des Getrennten, als jemals gesprochene von Mund zu Ohr.

Und so redete sich Walcott jeden Einwurf trotzig von der Seele, so oft sein Verstand sein Gefühl anfechten wollte.

Noch eines kam hinzu, seine Ausdauer eigensinnig zu verstärken. Er war ein Fremder in Deutschland. Der Stolz des Amerikaners duldete nicht einen zweideutigen Umstand, wie das zeitweilige Schweigen seiner Verlobten war, einseitig nach Belieben zu erklären und mit einem Mißverständniß, einem Treubruch zu entschuldigen. Man sollte ihm in der Fremde nicht nachsagen, ein Mann aus Massachusetts hätte sein Wort nicht gehalten.

So blieb er in allen Zweifeln standhaften Gemüths und zog es vor, statt sich Bedenken zu machen, einfach und schlicht zu thun, was er versprochen hatte, und war dies abgethan, sich bei derjenigen, die sein Gelöbniß empfangen, zu melden, daß er bereit sei, es einzulösen.

Er war bereit. Alle seine Verhältnisse waren so geordnet, daß er für immer oder doch für lange Zeit von den Vereinigten Staaten Abschied nehmen und sich in der weiten Welt, wo er eben wollte, einen neuen und bequemen Herd bauen konnte.

Mit der wortkargen Energie, die seines Gleichen

eigen ist, war er an alle Nothwendigkeiten herangetreten, bis auf die letzte.

Als es sich aber um die Frage handelte, ob er auch seinen Knaben schon jetzt der Heimat entfremden und mit sich in die alte Welt nehmen dürfte, da zum ersten Mal fiel ihm Clementinens Verfahren hart und beleidigend auf's Herz. Sie wußte, was er beschlossen hatte; um des Knaben willen, dessen Schicksal und Zukunft dem Weibe, das er liebte, heilig sein sollten, um des Knaben willen hätte Clementine unter allen Umständen Mittel und Wege finden müssen, dem entfernten Geliebten Nachricht zukommen zu lassen.

Das Kind sollte ihn auf der Reise in's Ungewisse nicht begleiten.

So nahm er noch einmal von ihm Abschied und ging allein zu Schiff nach Europa.

Es war im Oktober, da er in Hamburg an's Land stieg. Mit ihm war der Herbst gekommen, aber ein milder, sonniger Herbst, der seinen rothen Glanz über volle Bäume schüttete, und noch nicht dergleichen that, als sollt' es bald Winter werden.

Allen Winkelzügen abhold, geradausgehend, wie er es von kleinauf gelernt hatte, war das erste, was Roger nach seiner Ankunft that, daß er an

Curt Caspar Fabian schrieb, ihm seine Wiederkehr anzeigte und um eine Unterredung bat.

Als er einige Tage später über die Brücke, die er selbst erbaut hatte, in die kleine Stadt eingefahren war, daneben Curt Caspar Fabian's Gutshof lag, fand er in seinem alten Quartier ein Schreiben, darin Clementinens Vater sein Bedauern ausdrückte, den angekündigten Besuch nicht empfangen zu können, weil er sich sammt seiner Familie zur Jagd in die Nachbarschaft begeben habe und dort einige Zeit zu verweilen gedenke.

Wohin er sich zu verfügen geruht habe, war nicht angegeben.

Roger Walcott mußte lächeln. Mit welcher Sorte von Menschen hatte er sich da eingelassen!

Kopf und Herz kamen in empfindlichen Widerstreit mit einander. Sein Kopf sagte ihm, daß hier weder Glück noch Ehre zu holen sei; sein Herz sagte ihm, daß es mit der Vergangenheit nicht aufräumen und nicht frei und freimüthig werden könnte, wenn er nicht dem Herlein Clementine in's Auge gesehen und bei diesem Wiedersehen den Zauber, der ihn band, gebrochen hätte.

Er mußte sein Wort wiederhaben, von ihr zurückgegeben, und er mußte sehen, was aus ihr geworden war.

Er sann und sann — da ward an seiner Thüre geklopft.

Auf seinen Ruf trat eine nickende grüßende Gestalt ein, die er im Zwielicht des Abends nicht sogleich erkannte.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte Roger den Mann, der ehrfürchtig an der Thüre stehen blieb.

Und dieser begann: „Ich hörte, daß Sie hierher kommen würden, Herr Baumeister, und weil Sie mir einst, als es mir elend genug ging, Milde gezeigt und mich unter die Leute aufgenommen haben, die beim Brückenbau beschäftigt waren, weil es mir also in schlechter Zeit möglich geworden, mich fortzubringen, so trieb mich mein Gefühl, Sie hier willkommen zu heißen und Ihnen noch einmal zu danken . . .“

„Schon gut! . . . Hubert, nicht wahr?“

„Aufzuwarten.“

„Sind Sie Maurer geblieben?“

„Nein, Herr Baumeister. Ich bin wieder Knecht . . . Auf demselben Hofe, der einst Herrn Boppel gehörte. Sie wissen . . .“

„Wem gehört denn der Hof jetzt?“

„Dem Freiherrn von Althahn.“

Roger Walcott zuckte die Achseln, als wollt' er sagen, daß ihm der Name fremd sei. Weiter den Knecht zu fragen, widerstrebte seiner Natur. Aber

auf eine frühere Bemerkung zurückkommend, wandte er sich nochmals zu Hubert und sprach:

„Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich hier erwartet würde?"

„Erwartet ist eigentlich nicht das rechte Wort," entgegnete Hubert mit demüthiger Verlegenheit, die dem anderen andeuten sollte, daß er recht wohl wisse, warum dieser ein zweites Mal von Amerika herübergekommen sei und warum umsonst. „Gesagt hat mir's eigentlich auch Niemand; aber ich arbeitete just im Hofe, als Herr Fabian dem Herrn Baron seinen Verdruß mittheilte, unliebsamen Besuch empfangen zu müssen, und dann den Vorschlag machte, ob sie nicht zusammen nach weiß Gott wohin auf die Jagd gehen wollten . . ."

Roger Walcott gab keine Antwort. Da meinte Hubert, als ihm die Stille im Zimmer unbehaglich wurde, noch mehr sagen zu müssen und fuhr fort: „Herr Fabian hat mich dabei nicht beobachtet. Ich stand bei Seite. So . . . Ich war einstens bei ihm selber im Dienst und er möchte mich vielleicht aus Bosheit um die neue Stelle bringen, wenn er mich erkennte . . . Darum vermied ich es, ihm in den Weg zu laufen . . . Aber Herr Baumeister müssen nicht glauben, daß ich horchte. Der Alte schrie, daß es in Stall und Scheune wiederhallte. Ihr Name

ward nicht genannt. Aber ich wußte auch ohne dies, wessen Besuch so ungelegen kam. War sehr erbost und — hatte doch nicht die Courage, mit Ihnen zu reden. Er meint, er wäre des Wortes nicht mächtig."

Hubert lachte in steigender Verlegenheit.

Roger Walcott sah ihn ernsthaft an und fragte dann plötzlich: „Warum sagen Sie mir das Alles?"

Da platzte Hubert, Mäßigung und Respekt vergessend, los: „Weil es eine Niederträchtigkeit ist, wie man einen Mann wie Sie hintergeht und behandelt. Ich habe ja die ganze Geschichte mit angesehen, ich kenne die Brut und wußte zum voraus, wie das Blatt sich wenden wird. Erst haben sie Ihnen schön gethan und die Kleine ist Ihnen nachgerannt auf Schritt und Tritt . . . Ja, Herr, es war doch so! Ich habe ja gesehen, wie sie damals in Nacht und Nebel nach Ihrem Hause gelaufen kam, und wie Sie sie dann in den Miethswagen gehoben und sich zu ihr gesetzt haben. Es ist brav von Ihnen, daß Sie jetzt von Weitem herreisen und als wackerer Mann Schulden bezahlen wollen, die Andere Ihnen aufgedrungen haben. Aber, Herr Baumeister, solche Biederkeit versteht die Sorte Menschen nicht. Die ist aus grobem Holz. Sie sind umsonst gekommen. Ganz umsonst! Die Kleine ist ganz gewöhnlich abgeschnappt und äugelt jetzunder mit dem Herrn Nachbar Baron,

wie sie vorher mit Ihnen geäugelt hat — ein bischen gelinder vielleicht; aber immerhin zur Genüge. Glauben Sie einem ehrlichen Kerl, glauben Sie mir, Herr Baumeister!"

Roger Walcott war bei diesen Worten zu Muth, als hätt' er das Alles schon einmal ungefähr so von seinen eigenen Gedanken gehört. Aber der leidenschaftliche Eifer, mit dem der Bursch über eines fremden Mannes Angelegenheiten redete, die ihn doch nichts angingen, erschien ihm verdächtig.

Er erinnerte sich Huberts als eines in sich gekehrten, fleißigen und gefälligen Menschen. Der Dienst, den ihm Roger Walcott einmal erwiesen hatte, dünkte diesen selbst nicht bedeutend genug, um so grimmige Anhänglichkeit zu erklären.

Aber das Angesicht des aufgeregten Knechtes schien ihm, wie er es nun aufmerksam betrachtete, Klugheit und Willenskraft auszudrücken. Hubert gefiel ihm in seinem Zorn. Er sah ein Werkzeug in dem Manne, dessen er sich, ohne Vorwurf zu verdienen, bedienen durfte.

Doch sprach er, als ob er den Ausbruch seines Unmuths gar nicht gehört hätte, gelassenen Tones die Frage aus: ob denn Curt Caspar Fabian's Frau und Tochter auch mit zur Jagd gefahren wären.

„Bewahre!"

„Sie sind also auf dem Gute?"

„Auch das nicht, Herr Baumeister. Sie sind hier in der Stadt bei einer Kaffeebase zu Besuch. Herr Fabian meinte wohl, das Zunächstliegende werde am leichtesten übersehen . . ."

Roger Walcott hatte sich abgewandt, als wollt' er nach Hut und Stock greifen.

Da fühlte er sich von Hubert sanft am Arm gerührt und hörte ihn sagen: „Nein, Herr! Es ist umsonst, daß Sie bei der Frau anklopfen . . . Auch die ist auf den Herrn Baron erpicht . . . Wollen Sie sich abweisen lassen?"

„Nein!" antwortete Roger Walcott, dem endlich der Zorn sichtbar aus dem Herzen in die Augen und auf die Stirne trat.

Er ballte die Faust, setzte sich und sah dann Hubert durchdringend an. „Giebt es eine Möglichkeit, dem Fräulein einen Brief zukommen zu lassen?"

Hubert besann sich, bis er ausrief: „Ich werde das möglich machen!"

Roger Walcott schrieb, was er lange gedacht hatte, schrieb, daß er gekommen sei, sein Wort zu halten oder zurückzunehmen, je nachdem Clementine gesinnt sei. Er bat um eine mündliche Unterredung. Er sei weit entfernt, ihr Vorwürfe oder Liebeserklärungen zu machen. Er sei bereit, wenn sie ihn liebte, sie heimzuführen, wie

sie ginge und stünde, mit oder ohne Einwilligung ihrer Eltern. Aber er sei auch bereit, von ihr zu lassen, wenn sie ihm sein Wort zurückgeben wolle. Nur möge sie es mit eigener Einsicht und mit eigenen Worten thun.

Am Abende desselben Tages, kurz nachdem Roger aufgehört hatte zu schreiben, trat mit dem Vorwand, eine Post vom Gutshof zu bringen, ein Mann in Clementinens Stube, legte Walcott's Brief auf ihren Tisch und ging, ehe sie sich darüber Rechenschaft gegeben, wo sie früher diese Züge gesehen hatte, wieder zur Thür hinaus.

Am anderen Mittag hatte der Amerikaner durch die Stadtpost eine kurze zustimmende Antwort erhalten.

Am Abend dieses anderen Tages trafen sich Roger und Clementine unter derselben Laterne, darunter er sie einst in einer Frühlingsnacht unerwarteter Weise begegnet hatte.

Da stand sie also wirklich vor ihm; der so lang ersehnte Augenblick war gekommen und in dem nämlichen Augenblick fühlte Walcott auch schon, wie von seinem Herzen alle Fesseln abfielen, daß er diesem Wesen nichts mehr schuldig war und daß dieses ihm nichts Gutes mehr zu geben hatte. Noch eh' eine Sylbe gesprochen, hatte der Seelentelegraph, der von Auge zu Auge, so oft ungebeten, redet, alle Wirrniß

gelöst. Geklärten Gemüthes bot ein höflicher Weltmann mit ruhigem Wort und ruhiger Gebärde einem Fräulein seinen Arm und dieses nahm ihn schweigend.

Clementine sah blaß und abgemagert aus; ihre Augen waren dunkel umrändert; die Stimme klang scharf und rauh; sie gab sich Mühe zu hüsteln, um den Eindruck einer physisch Leidenden zu machen.

Sie waren eine Weile neben einander hergegangen, bis sie eine wenig belebte Gasse erreichten.

Dort sagte Walcott sanft und ruhig: „Clementine, liebst Du mich noch?!"

Sie hemmte ihren Schritt, blickte gegen Himmel, seufzte und sprach: „Ich liebe Dich . . . nur Dich! . . . heute wie nur je!"

Roger hörte staunend zu und fragte weiter: „Und doch willst Du von mir lassen, mit dem allein Du Dich glücklich zu werden getraust?"

„Ich kann nicht anders!"

„Und wie ist das gekommen?"

Nun erzählte Clementine ihre lange Leidensgeschichte, berichtete, was wir schon wissen, und mehr. Sie schalt ihre Eltern hartherzige Tyrannen, sie schilderte sich als armes Opfer und sprach sich für alle Zukunft Glück und Freuden ab.

Noch einmal erklärte Roger Walcott ihr, daß er

bereit sei, ihren Vater umzustimmen und, wenn es Jahre dauern sollte, auf seine Einwilligung zu warten.

Sie sagte, daß sie sein Lebensglück nicht also binden dürfte, daß es ihr ziemte, hoffnungslos zu bleiben, sie würde sonst die Mutter tödten. Sie gab ihm sein Wort zurück.

Er war's zufrieden. Schade nur, daß ihm Clementine den Eindruck machte, als spielte sie mit ihrem Schmerz und ihrer unzerstörbaren Liebe eine einstudirte Comödie, daran ihr Herz nicht betheiligt wäre.

Sie erschrak, als sie vom Kirchthurm die Stunde schlagen hörte. Sie waren weit weg vom Hause.

Die Mutter werde sie vermissen, nach ihr suchen, sie befragen.

Von solcher Angst war Clementine sonst nur allzufrei gewesen.

Walcott rief einen Wagen, der an der Straßenecke hielt, heran und bat Clementinen, einzusteigen. Sie stutzte. Aber es war spät und die Zeit drängte.

Da saßen sie wieder bei einander in engem Raum wie damals, aber mit so veränderten Herzen.

Noch einmal zog Roger Clementinen an die Brust und sie küßten sich — zum Abschied, wie sie sagten — so heftig und beflissen wie vordem. Aber Roger ward dabei zu Muth, als wäre keine Seele mehr hinter diesen Lippen. Die Entzauberung des Mannes

war eine so vollständige, daß er froh war, wie der Wagen hielt und diese letzte Scene einer Idylle, die sich in eine Farce verwandelt hatte, zu Ende ging.

Noch ein paar Schritte, da standen sie vor der Thür und reichten sich die Hände.

„Du hast Alles reiflich überlegt?" fragte Walcott. „Es bleibt bei Deinem Entschluß?"

„Roger!" sprach Clementine, „laß ab von mir und verfolge mich nicht . . . oder ich heirathe den ersten besten!"

„Ich denke nicht daran, Dich zu verfolgen," antwortete der Amerikaner mit lächelnder Ruhe. „Lebe wohl und werde glücklich!"

Also schieden sie von einander für immer. —

Brennender Unmuth erfüllte Clementinens Herz. Sie fühlte, daß sie eine klägliche Rolle gespielt hatte. Sie wollte verfolgt und dadurch bemüßigt werden, sich — dem ersten besten an den Hals zu werfen.

Und da sie von Roger Walcott nichts mehr hörte, nichts mehr sah, so redete sie sich ein, daß sie von ihrem eigenen thörichten Herzen verfolgt werde und sich nicht anders vor ihrer alten hoffnungslosen Liebe retten könnte, als daß sie ein gewaltsames Ende machte mit einem heroischen Entschluß, der ihren rückwärts irrenden Gefühlen ein für allemal den Riegel vorschob.

Lieben wollte sie ewig Roger Walcott — aber heirathen müßte sie Adalbert von Althahn . . . ihren Eltern zu Liebe und um ihrem eigenen Herzen zu beweisen, daß ihre Entsagung endgiltig und ein von ihr gefaßter Entschluß unwiderruflich sei.

Noch waren keine drei Wochen seit der letzten Begegnung in's Land gegangen, da fand Roger Walcott, als er eines Abends im Gasthof einer anderen Stadt ein Zeitungsblatt in die Hand nahm, die Verlobungsanzeige Clementinens und des Freiherrn Adalbert von Althahn.

Der Name des Bräutigams war Roger Walcott unbekannt, er empfand nicht die geringste Neugier nach weiteren Aufklärungen. Das Leben hatte ihn gelehrt, wenn Anschläge mißlangen und Absichten sich nicht verwirklichten, niemals Anderen, sondern immer sich selbst die Schuld zuzuschreiben.

Die Mädchen waren auch nach seiner Meinung nicht dazu auf der Welt, um irgend einem fernen Geliebten endlos treu zu bleiben, sondern um rechtzeitig unter die Haube zu kommen.

Treue ohne Liebe hatte in seinen Augen keinen Werth. Und wenn er Clementinens Liebe sich nicht hatte bewahren können, durfte er Clementinen durchaus keinen Vorwurf machen. Sie hatte ihm — allerdings etwas umständlich und zeitraubend — nur den

Beweis geliefert, daß sie nicht die Frau für ihn war. Und daß dieser Beweis noch vor, nicht nach der Ehe erbracht worden, dafür wußt' er ihr Dank.

Die Reise von Boston bis hierher war freilich weit und man hätte sie ihm leicht ersparen können, die Reise sowohl als auch einige anderen Versäumnisse, die mit seinen Plänen verknüpft waren ... allein für einen Mann seines Fachs war auf dem alten Kontinent immer viel zu sehen und zu lernen.

So nützte er auch diesen, seinen zweiten Aufenthalt in Europa als Künstler aus, so gut er konnte, und fuhr nachher als Philosoph, allein, aber getröstet und versöhnt mit seinem Schicksal, wieder heim. Hoffen war nicht Besitzen. Und nur was man besitzt kann man verlieren. Roger Walcott's Gemüth konnte nicht verarmen, weil er ein Dirnchen überschätzt, das sich mit leidenschaftlicher Liebenswürdigkeit in sein Leben gedrängt hatte.

Er sagte sich, daß die größte Schuld an seinem Mißgeschick vielleicht darin lag, daß er trotz seiner guten Uebung die Umgangssprache des Landes nicht recht verstanden und Gefühle zu vernehmen geglaubt hatte, wo man ihm nur Redensarten geboten. Ländlich, sitttlich! Er wünschte Allen Gutes, haderte mit Niemand, nicht einmal mit sich selbst, freute sich auf

die Heimath und legte das breite Meer zwischen sich und den Irrgang einer redlichen Seele.

Derweilen nahmen die Dinge in Fabian's Haus und Nachbarschaft ihren geregelten Verlauf weiter bis zur Hochzeit.

Adalbert von Althahn erbte, wie das immer der Brauch ist, alle Gefühle, die seinem Vorgänger im Herzen Clementinens gehört hatten, und freute sich seines schmucken Bräutchens und des Aufsehens, das sie beide in Stadt und Land erregten, wo das stolze Paar sich zeigte.

Ganz ungetrübt blieb auch diese Freude nicht. Adalbert mußte mehr als einmal verreisen, um mit ungeduldigen Gläubigern wiederholte Beschwichtigungsversuche anzustellen und neue Vergleiche vorzuschlagen. Die meisten gelangen — freilich nur, um sich um so drohender unter die Schrecknisse zu reihen, die seiner späteren Zukunft gefährlich werden mochten. Aber war er nur erst des reichen Curt Caspar Fabian wirklicher Schwiegersohn, dann konnte dieser den Mann seiner einzigen Tochter nicht fallen lassen und das Weitere mußte sich finden. Es lag nicht in Althahn's Gewohnheiten, sich um der Geldausgaben anderer Leute willen graue Haare wachsen zu lassen.

Einige von den ungeduldigsten Gläubigern wollten

aber seinen ritterlichen Worten kein kaufmännisches Zutrauen schenken, und da Curt Caspar Fabian seine Fühler in der Geschäftswelt hatte, so konnte es nicht fehlen, daß eines Tages denn doch etwas von der Wissenschaft zu ihm durchsickerte, sein zukünftiger Schwiegersohn sei nicht so ganz das, was er sich unter einem zahlungsfähigen Grundbesitzer vorzustellen gewohnt war.

Das that ihm leid. Denn Fabian war nicht nur in den alten schönen Namen verliebt, den sein Herzenskind zu tragen berufen worden; sondern er hatte eine wirkliche Neigung zu dem Mann gefaßt, der jenen Lieblingswunsch mit rasch zugreifender Hand erfüllt hatte, um welchen er von Kindesbeinen an wie die Katze um den heißen Brei geschlichen war.

Und darum nahm er sich vor, wenn es eines schönen Tages zu unliebsamen Erörterungen kommen sollte, nicht den Unversöhnlichen und Verblüfften, sondern den Hilfreichen und Findigen zu spielen und seinem Sausewind von Baron zu beweisen, was ein bürgerlicher Schwiegervater von seiner Stärke werth sei.

So lange der gute Adalbert aber noch andere Hilfe fand und sich ohne den Vater seiner Braut obenaufzuhalten wußte, so lange ließ es Curt Caspar wohl bleiben, unberufen für ihn einzuspringen.

Althahn seinerseits wünschte es mit dem biederen Nachbarn nicht früher zu verderben, als er sein Schäfchen im Trocknen und des reichen Mannes Tochter unter der Haube hatte, und hütete sich wohl, Auseinandersetzungen vor der Zeit heraufzubeschwören, davon er den Abbruch so weit gediehener Beziehungen fürchten mußte.

Das war ein rechtes Unglück und ein größeres, als sich Althahn in seinem Leichtsinn und Curt Caspar Fabian in seiner guten Meinung träumen ließen. Der Freiherr hob, wie man zu sagen pflegt, um ein Loch zu verstopfen, anderswo ein größeres aus, und so kam es, daß in dem Drittel jahr, da er nun auf Boppel's Gut wirthschaftete, seine Vermögensverhältnisse in Folge des fleißigen Löcherbohrens einem nur an wenigen Stellen verstopften Siebe nicht unähnlich waren und reichlicher Sorge viel Zugang ließen.

Clementine war nach und nach von ihrem Bräutigam in die wunderliche Lage, darin er sich befand, eingeweiht worden. Aber die Liebe drückte nicht nur ein Auge zu, und wenn Adalbert über sein Mißgeschick nicht die Laune verlor, so wollte sie es ihm gleichthun. Sie trösteten sich Beide mit der Hoffnung, der Vater werde, wenn erst die Ehe geschlossen sei, sich schon dreinfinden und mit seinem Vermögen die Sorgen des Hauses Althahn bannen.

Curt Caspar Fabian hätte das vielleicht auch wirklich geleistet, wenn sein viel gerühmtes Vermögen in der That nicht um ein Wesentliches geringer gewesen wäre, als besagte Sorgen jenes edlen Hauses.

So aber kam es in den letzten Tagen vor der Hochzeit zu einer jener nicht ganz ungewöhnlichen Auseinandersetzungen, in denen adelige Schwiegersöhne ihren bürgerlichen Schwiegervätern ein spätes Licht aufstecken, mit dem sie gegenseitig ihre Enttäuschungen beleuchten und sich die Augen übergehen machen.

Fabian tobte vor Zorn; aber was half das! Die Wahrheit ward dadurch nicht schöner, Adalberts Schulden nicht kleiner und sein eigenes Vermögen nicht größer.

Er hütete sich aber wohl, seinem zukünftigen Schwiegersohn zu sagen: ich kann nicht helfen!

Sein Stolz und seine Großmannssucht zogen es vor, ein leeres Herz statt einer leeren Kasse zu zeigen, und er sagte nur: ich will nicht helfen!

Das trug nun wenig bei, Adalbert von Althahn's Neigung zu jenem väterlichen Herzen zu steigern, und diese Abneigung tilgte doch auch den Verdacht gegen jene Kasse nicht, der plötzlich in dem enttäuschten Freiherrn aufgestiegen war.

Hätte er in diesem Augenblick den polnischen

Heirathsvermittler in erreichbarer Nähe gehabt, wer weiß, ob derselbe seine geraden Glieder behielt.

Ein Weilchen dachte sowohl Curt Caspar Fabian als auch sein Eidam an die Möglichkeit, ein Verlöbniß aufzulösen, das, je näher es seiner Vollendung ging, desto unbehaglicher sich mit Verdruß mischte.

Aber die Sache war zu weit gediehen und Clementine, die doch nicht das letzte Wort dabei zu reden hatte, hielt zusammen, was sich nicht mehr trennen durfte. Althahn war verliebt in das Mädchen und meinte sich nicht mehr davon losreißen zu können. Und der Vater konnte dem Gedanken nicht mehr entsagen, von seiner Tochter als einer Frau Baronin zu reden.

So ließen sie's denn doch beim Abgemachten und gaben sich nach harten Worten die Hände.

Die alte Herzlichkeit war freilich nicht mehr dabei.

Das Bewußtsein, nun ganz und gar von dem hochmüthigen Plebejer abzuhängen und auf dem Grund und Boden, den er sein Eigen nannte, keinen Schritt thun und keine Anordnung treffen zu dürfen, die der bäurische Geselle nicht mit seinem Einspruch rückgängig machen konnte, beschämte, empörte den jungen Mann, der bis zu diesem Tage keines Menschen Autorität über sich ertragen, ja nur gekannt hatte.

Adalbert hatte, noch ein Kind, den Vater ver-

loren. Die Mutter war eine schwachmüthige Frau gewesen, die ihren Einzigen vergöttert und verzogen. Kaum ein Jüngling, hatte er sich zu ihrem Herrn gemacht. Er allein befahl; sie hatte ohnehin ihm nichts zu verweigern.

Das ererbte Vermögen und die Gewohnheiten des angesessenen Adels in seiner Provinz machten ihm ein vollständig unabhängiges und auch ungebundenes Leben nicht nur möglich, sondern zur Pflicht. Adalbert hatte nie den Versuch gemacht, als Beamter oder im Heere zu dienen. Er hatte von kleinauf den Herrn und Herrscher gespielt, nicht immer mit Glück für sein Vermögen, aber ohne empfindliche Störung seiner kronetragenden Illusionen.

Und nun war da ein breitspuriger Mensch mit halbfeinen Manieren, der ihn so viel wie möglich duzte und von Tag zu Tag eine vertraulichere Miene und einen herrischeren Ton annahm und nicht übel Lust bezeigte, ihm vorzuschreiben, was ein Mann in seiner Lage zu thun und was er zu lassen habe.

Freilich Curt Caspar Fabian hatte nicht versäumt, seinen Adalbert neuerdings zu Dank zu verpflichten. Er war wiederholt in der Stadt und in der Hauptstadt gewesen, und wenn er auch nicht mit seinem Vermögen für ihn eingesprungen war, so hatte er doch eine und andere von den cavaliermäßig unerfreu=

lichsten Abmachungen des Freiherrn mit geschäftlichem Geschick verhindern oder verbessern können.

Der Einblick in die Lage der Dinge, welcher Fabian dabei in der Hauptstadt geworden, hatte den Rest seiner guten Laune fast ganz getilgt und der zukünftige Schwiegervater versäumte es nicht, seinem zukünftigen Eidam bei der Rückkehr auch das genugsam merken zu lassen.

Adalbert fühlte sich zum ersten Mal im Leben — obgleich er es nicht zum ersten Mal war — als ein abhängiger Mensch. Abhängig von demjenigen, welchen er mit Glück und Geschick zu beherrschen gehofft hatte. Nur mit Erbitterung trug er dies Bewußtsein. Hätt' er einen Ausweg gewußt, sich solchem Joch zu entrücken, er würde sich nicht bedacht haben, ihn zu gehen — vorausgesetzt, daß Clementine mit ihm gegangen wäre.

Er fand keinen solchen Ausweg und fügte sich in sein Loos, indem er die schöne Hälfte desselben mit allen guten Gedanken umgab, deren er noch fähig war.

Wer in einer peinlichen Lage keinen Ausweg findet, oder auch keinen finden mag, der sucht nach einem Grunde, der mehr oder weniger geeignet erscheint, ihn um Ausharren zu verpflichten. Und findet er einen Grund, der so einleuchtet, wie es Clementine mit ihrer Schönheit und ihrem eigenartigen Wesen that, so

weiß er es ihm Dank. Und das Menschenherz ist so gefällig gegen sich selbst, daß es nach geraumer Weile und Gewohnheit des festen Glaubens wird, ohne jenen Grund wäre man in der peinlichen — leider auch unentbehrlichen Situation keinen Tag älter geworden.

So sagte sich auch Adalbert, daß nur die Neigung zu einem so liebenswürdigen Geschöpf, wie Clementine war, einen Freiherrn von Althahn in so peinlicher Abhängigkeit auszudauern bewog, und daß außer seiner Leidenschaft, die ihm Leben und Schicksal bestimmte, keine Macht im Himmel und auf Erden ihn dazu bringen könnte, die schnöden Bemerkungen, boshaften Rechnungen und sachgemäßen Stoßseufzer eines bäurischen Emporkömmlings geduldig anzuhören, statt ihn mit der ganzen vornehmen Derbheit, deren er fähig war, ein für alle Mal abzufertigen.

Wenn Curt Caspar nicht Clementinens Vater wäre . . . wie er dem die Geigen vom Himmel geworfen und den Standpunkt klar gemacht hätte!

So wie die Sachen nun einmal standen, blieb's jedesmal bei einem Achselzucken und einem saueren Lächeln; dann wandt' er sich kurz auf den Hacken um und suchte Clementinen mit den Augen. Sie ließ sich nicht lange suchen und kam seinem hart angefochtenen Gemüth mit all der Liebenswürdigkeit zu Hilfe, die sie aufzuwenden verstand.

Hatte sie sich doch auch in eine Lage versetzt, in der es kein Zurückgehen geben durfte. Sie war in die Liebe zu Adalbert mit zugedrückten Augen hineingesprungen, wie ein Verzweifelnder in's Wasser springt. Ihr ganzes Wesen hatte mit allen Fibern an Roger Walcott gehangen. Das war die große Leidenschaft gewesen, die für kein anderes Gefühl in ihrem Herzen mehr Raum gelassen hatte. Nun man ihrem Herzen dies Gefühl mit grausamer Gewalt entrissen hatte, nun sie sich selbst untreu geworden war, nun sie sich selbst nicht mehr begriff, war die Neigung zu Adalbert ihre einzige Rettung, ihre Rechtfertigung, ihre Zukunft.

Sie hatte Stunden genug, in denen sie sich das selber bewies. Sie hatte Stunden, in denen sie nicht wußte, ob sie für Adalbert überhaupt etwas empfände, und wieder andere, in denen sie sich überzeugt hielt, daß es ganz einerlei sei, wen man liebe, und daß die Leidenschaft in ihrem Herzen ganz dieselbe geblieben, wenn auch der Gegenstand derselben gewechselt worden sei.

Schließlich überzeugte sie die Gewohnheit des Umgangs und Adalberts rührende Anhänglichkeit, daß alles gerade so geworden sei, wie es habe kommen müssen, und sie durfte sich überdies loben, als gehorsames Kind dem Willen ihrer Eltern das schwerste Opfer gebracht zu haben.

Adalbert ward in diese Grübeleien nicht eingeweiht. Wozu auch! Er hatte Kummer und Sorgen genug und schien kein Bedürfniß zu hegen, sich mit seinem praktischen Sinn in die Irrgärten mädchenhafter Schwärmereien zu verlieren.

Sie fügte sich in seine Weise. Er war's zufrieden und wünschte nur den Frühling herbei, wo er sein Weibchen heimführen sollte und dessen unliebsamem Vater, wenn auch nicht die Thüre vor der Nase zuschließen, doch ihm ausweichen konnte, so viel er wollte.

Manchmal dachte auch er daran, auf wie seltsamem Weg er zu diesem unverhofften Ausgang gekommen war. Er hatte eine reiche Parthie machen wollen und es sich reiflich überlegt, um ja recht klug und sicher zu wählen!

Nun saß er fest. Nie im Leben hatte er es drückend, geschweige gar so drückend empfunden, ein Schuldner verschiedener Gläubiger zu sein. In dem derben Curt Caspar war ihm gleichsam das Gewissen, davon er nie vorher etwas gespürt hatte, in leibhaftiger Gestalt erstanden. Und wie unbequem! So also sah die „reiche Parthie" aus! Aber dafür war ihm ein anderes Gut geworden, das er nicht gesucht hatte und das ihn für allen Gram und Verdruß

schadlos hielt: ein zärtliches Herz und innige Liebe zu einem schönen Menschenkinde.

Der Winter ging hin und der Frühling kam und die Zeit war erfüllt, da Adalbert und Clementine Hochzeit machen sollten.

Wieder trugen die Bäume Knospen und das Unterholz stand schon in lichtem Blätterschmuck und angehaucht von entzückenden Lüften öffneten sich die Herzen der Menschen der Sehnsucht.

Im Hause Curt Caspar Fabians ward mächtig gerüstet. Auch von diesem Feste sollte rundum im Lande, und von diesem erst recht geredet werden.

Der Hausherr selber machte dabei kein allzuheiteres Gesicht. Sein Lieblingswunsch ging zwar in Erfüllung, aber doch lange nicht so schön, wie er sich's ausgedacht hatte. Zum Ueberfluß hatte sich Adalbert in den Kopf gesetzt, in einer letzten Ansprache vor der Hochzeit noch einmal den Versuch zu machen, ob er den hartsinnigen Fabian nicht dazu bewegen könnte, dem häuslichen Glück seiner Tochter und dem Glanze des schönen Namens zu Liebe den Beutel weiter aufzumachen und die Mitgift Clementinens um eine merkliche Summe zu vergrößern.

Curt Caspar Fabian war aber solchen Zumuthungen gegenüber von einer Charakterstärke, die sich in allen Feuern unanfechtbar bewies, und ob nun der

erhitzte Freiherr bat oder forderte, ob er sich als Enkel der Geharnischten in die Brust warf oder als demnächstiger Sohn des Angeredeten klein machte, die letzte Unterredung hatte nicht mehr Erfolg als die vorhergegangenen.

Adalbert wußte, daß diese Unterredung für lange Zeit die letzte sein werde, wollte durchaus etwas erreichen, wurde eigensinnig und beharrte auf seinen Zumuthungen. Der Andere griff, um ihn leichter abzuwehren, nach immer empfindlicheren Vorwürfen.

So machten sie einander viel Verdruß. Der Polterabend nahte in einer schwülen Stimmung, von der sich freilich keiner der beiden Männer vor den Gästen viel merken ließ.

Nach jener Zwiesprache mit dem Vater küßte Adalbert Clementinen beide Hände und hielt sich ein Weilchen an diesen kleinen Händen fest, bis sein ärgster Unmuth verflogen war.

„Hab' ich doch Dich!" sprach er, „und hast Du doch meine ganze Liebe! Was schiert mich all' der andere Quark! Es wird ja doch Alles gut werden, leben wir nur erst mit einander und für einander!"

Clementine lächelte ihm holdselig zu, und Adalbert von Althahn, das leichtsinnige Blut, nahm sich vor, seinen Polterabend, dem Wütherich Fabian zum Verdruß, erst recht vergnügt und ausgelassen hinzubringen.

Clementine war stiller als sonst, der Frühling that's ihr immer an und dieser Frühling mehr als ein anderer. Dem Mädchen bangte vor derselben Zukunft, darnach es sich doch von Herzen sehnte.

Wie es vor einem Jahr um dieselbe Zeit gewesen, was sie gehofft, was sie verloren hatte, daran wollte sie nicht denken. Und kam ihr solch ein Gedanke dennoch aus der linden Luft angeflogen, so schob sie ihn flugs von der Stirn und vertiefte sich in irgend eine andere Vorstellung, wie glänzend ihres Bräutigams blondes Haar, oder wie reich seine Hochzeitsgeschenke, oder wie blau der Himmel, oder wie weit der Weg nach Amerika sei.

Als die Sonne sank an ihrem letzten Mädchentage, trieb sie's noch einmal, allein bei den Eltern zu sitzen, ihnen für alles Gute zu danken und ihre letzten Ermahnungen zu empfangen.

Alle drei wurden dabei sehr gerührt und von blonden Wimpern tropfte manche Thräne.

Die Alten erzählten ihrem Kind allerhand aus vergangenen Tagen; wie sie die ersten Zähne bekommen habe, was ihre ersten Worte gewesen, wie sie mit der ersten Puppe verfahren sei und was dem ähnliche Scenen waren.

Und da der Werth von Gütern und Menschen sich, wenn man im Begriff steht, von ihnen zu schei-

den, erhöht, so waren alle Drei ziemlich nahe daran, zu glauben, sie hätten fast nur gute Tage mit einander verlebt und wären immer eines Herzens und eines Sinnes gewesen.

Vater Fabian suchte die Rührung, die immer mächtiger wurde, mit einem Scherze zu dämpfen und sagte: „Nun, im Großen und Ganzen ist es meist nach Deinem Sinn gegangen, Tina! Du hast ein hartes Köpfchen — die Leute meinen, vom Vater her! Schadet nichts! Auch nicht, wenn Dein Zukünftiger manchmal nach Deinem Pfeifchen tanzen muß. Ha ha! Er wird zuweilen das Pantöffelchen küssen müssen!"

Curt Caspar lachte bei dieser Vorstellung. Er schien seinem Eidam offenbar diese Gewohnheit anzuwünschen.

Clementine, der bei des Vaters Rede einige Gedanken, die wie Widersprüche ausgesehen hatten, durch den Sinn geflogen waren, ohne daß sie dieselben hätte festhalten mögen, beeilte sich, ihren Bräutigam, dem sie in allen Stücken christlichen Gehorsam widmen werde, zu vertheidigen und in's hellste Licht zu stellen.

Curt Caspar hörte den eifrigen Worten des Bräutchens sanft geneigten Hauptes zu. Der Unmuth, den ihm die letzte Unterredung mit Adalbert hinterlassen, zuckte wie ein Kobold in ihm empor. Er wußte selbst

nicht, wie er auf die Entgegnung kam, aber es machte ihm Freude, Clementinen sagen zu können:

„Nun ja, Althahn ist ein kluger und hübscher Mensch. Wir lieben ihn auch, wie wenn er unser eigener Sohn wäre. Und über Alles, Du hast ihn gewählt! Dein Herz hat entschieden . . . Hättest Du einen anderen braven Mann gewählt, wir hätten Dich ihm auch gegeben!"

Das schlug denn doch auf Clementinens Herz. Für einen Augenblick überwältigte sie die Erinnerung an all den Kummer, den sie vor einem halben Jahr an eben dieser Stelle gelitten hatte, und von diesem Gefühl wider Willen ergriffen, sah sie den Vater staunend an . . . ernsthafter in Blick und Miene, als sie selbst wohl wußte.

Curt Caspar Fabian merkte die Veränderung wohl und keineswegs davon betroffen, sprach er weiter: „Ja doch! Ich weiß, Du schwärmtest einst für einen Anderen. War auch ein braver Mann . . . wenn auch ein Amerikaner . . . Nun, wenn Du durchaus gewollt, hättest Du den auch gekriegt! (Der Vater mußte ein wenig lachen bei der Erinnerung, die in ihm auftauchte, und wie wenn es ihm Bedürfniß wäre, eine alte unbesprochene, aber dennoch drückende Schuld seiner Tochter gegenüber vom Gewissen zu streichen, fuhr er lächelnden Mundes fort:)

„Sieh mich nicht so erstaunt an! Die Frau und ich, wir waren schon einig geworden, Dich Deinem Roger Walcott nicht weiter zu versagen, da kamst Du von selber und sagtest, Du wolltest ihn aufgeben ... Das war brav von Dir. Und nun fährst Du gewiß auch besser. Wir hoffen es wenigstens von Herzen ... Obgleich man sagen muß, der Amerikaner war ein ausgezeichneter Mensch und seine Brücke ist und bleibt ein Meisterstück und eine Zierde der Stadt ... Ja, ja, mein Kindchen, wir zwei waren niemals Unholde ... nicht wahr, Alte? ... und hätten Dir wie Alles auch das zu Liebe gethan, wenn es hätte durchaus sein müssen. Frage die Mutter!"

Curt Caspar Fabian that es wohl, seinem Eidam kurz vor der Hochzeit noch eins anzuhängen. Womit das geschah, war ihm einerlei. Roger Walcott war ihm just so eingefallen. Er hatte sonst so wenig an ihn gedacht, daß er sich selber wunderte, wie ihm der fremde Name geläufig geblieben war.

Seine Frau aber, das feinfühlige Wesen, ärgerte sich, wie sie ihn in dieser Stunde so ferne Erinnerungen heraufbeschwören hörte, die keinem von ihnen dreien Freude machen konnten, und verdrießlich rief sie: „Laß doch die alten Geschichten! Was sollen uns die ... Glück und Segen, mein Kind, über Dich und Dein Haus!"

Sie war in unwillkürlicher Bewegung aufgestanden und hatte der Tochter die Hand auf's Haupt gelegt. Sie sah, was dem Vater entging, die Wirkung seiner unbedachten Worte auf ihr Fleisch und Blut. Aber sie fühlte auch; daß jedes weitere Wort, ob beschönigend, bekräftigend oder zerstreuend, doch die Wirkung der vorigen nicht mehr aufheben konnte.

Sie warf ihrem Mann einen Blick zu, als wollte sie sagen: Du bist nicht zu begreifen!

Der aber dachte, heute soll's weiter keine häuslichen Scenen mehr geben! Zufrieden mit sich und lustig, wie's dem Brautvater zukam, zwinkerte er mit den Augen, stand auf und sagte: „Nun kommt, Kinder! Laßt uns zu unseren Gästen gehen. Der Polterabend beginnt. Wir wollen fröhlich sein!"

Sie nahmen ihre Tochter in die Mitte und stiegen hinab und begrüßten ihre Freunde, die sich sammelten.

Clementinen war's, als wandelte sie im Traume. Sie meinte, die Wände neigten sich über ihr. Nach wenigen Minuten machte sie sich aus dem Gedränge und lief in ihre Mädchenstube, wo sie sich, schwer betroffen, auf einen Stuhl setzte und das bekränzte Haupt in beide wühlende Hände nahm.

Was war das?! Was hatte der Vater gesagt?!... Wenn sie gewollt hätte?... Nach monatelangem Rin-

gen und Dulden, nach alledem, was sie gesagt und was man ihr gesagt hatte, nach Bitten, Vorstellungen, Beschwörungen aus tiefstem Herzensgrund, mit erhobenen Händen, auf rutschenden Knieen . . . Wenn sie gewollt hätte! . . . Ja, was im Leben hatte sie denn gewollt, wenn nicht das? Und nun war Alles aus und hin, auf Nimmerwiedersehen, das Glück verscherzt, die Wonne verspielt, das Herz meineidig . . . und all das, weil sie es nicht anders gewollt hatte . . . sie! Clementine hatte gemeint, das Uebermenschliche getragen und alles Erdenkliche aufgeboten zu haben. Und jetzt sagte man ihr lachend, der eigene Vater sagt es: Nur fünf Minuten mehr Ausdauer und wir hätten uns gern darein ergeben; unser Widerstreben war nur eine Probe, unsere Weigerung nur ein Schein, Roger Walcott ein braver Mann und unser Wille Wachs in Deiner kleinen Hand. Du hättest nur noch ein bischen länger drücken sollen! Nur fünf Minuten mehr Ausdauer und das Ideal Deines Lebens war verwirklicht und Dein Glück ohne Gleichen. Nur fünf Minuten!

Clementine hatte sich die Gedanken an Walcott mit aller Macht fern gehalten; sie hatte sich aller Sehnsucht, aller Reue, aller Erinnerung entschlagen und war ohne Umsehen dem neuen Leben entgegengegangen. Nun aber, da der eigene Vater ihr die

Augen auf die Vergangenheit gestoßen hatte und mit solcher Enthüllung, nun strömten die Gedanken über ihre Seele, wie die Sturmfluth durch eine Deichbresche die Dünen überschwemmt. Es warf sie auf ihr Bett. Schluchzend lag sie da, von Thränen überströmt und vom Jammer durchrüttelt.

Adalbert suchte sein Bräutchen im ganzen Haus und fand es nirgend. Er kam vor seines Stübchens Thür und meinte sicher, es drinnen kichern oder stöhnen zu hören. Er klopfte, klopfte stärker und rief es beim Namen, bald süß, bald dringend.

Clementine erschrak in's tiefste Herz bei seiner Stimme. Der arme Mensch! mußte sie denken. Aber sehen konnte sie ihn jetzt nicht. Um keinen Preis der Welt!

Sie stopfte sich das Taschentuch in den Mund und biß darauf, um ihr Schluchzen zu unterdrücken, und vergrub ihr Angesicht in's Kissen, um jeden Laut zu ersticken. Wie Adalbert auch draußen bat und schalt, sie schwieg hartnäckig. Ihn jetzt sehen, hieß ihn unglücklich machen. Der gutmüthige Mensch hatte das nicht um sie verdient. Darum sollt' er glauben, daß sie nicht hier im Stübchen sei und ihn höre.

Endlich mußte der Bräutigam sich doch wohl zu diesem Irrthum bekehrt haben, denn, als sich drinnen nichts rührte und ihm vom fruchtlosen Klopfen schon

die Finger brannten, ließ er endlich ab und ging hinunter und fragte in Küche und Gesindestube nach der Vermißten.

Da man sie im Hause nicht gefunden, wies man ihn in den Garten.

Clementine sah hinter dem Vorhang her den jungen Mann den Kiesweg hinabeilen. Sie sah's ihm an, daß er sie suchte, daß ihm Haus und Hochzeit verleidet waren, wenn er sie nicht neben sich hatte. Es that ihr in der Seele weh. Sie nahm sich noch einmal fest vor, das Vergangene vergangen sein zu lassen, tapfer zu sein und Adalbert nicht mit Kopfhängerei und Unzufriedenheit des Herzens zu quälen. Hin ist hin! Da war nichts wieder gut zu machen.

Also weg mit dem bösen Rest! und ich will nicht daran denken, wie's anders hätte kommen sollen!

Ich will nicht denken! es sagt sich leicht. Aber der Mensch denkt nicht, weil er will, nicht, wie er will. Gedanken kommen und gehen, nicht weil der Mensch sie ruft, nicht weil der Mensch sie abweist, sondern nach ewigen Gesetzen, die von seiner Willkür nicht abhängen.

Ein starkes Herz, ein starker Kopf vermögen viel. Clementine meinte es ernst, wie sie so mit dem Fuß aufstampfte und den Erynnien ihrer Seele zuherrschte, sie sollten ihr nicht in's Freie folgen.

Ihr Putz war in Unordnung gerathen und sie mußte überdies ihre heißen Augen waschen. Nach einer Weile dünkte sie sich wieder stark genug, und schön und heiter genug, und flog hinaus in den Garten, um nach dem zu suchen, welcher ihretwegen dort umirrte.

„Du hast geweint, Clementine!“ sprach Althahn, da er sie endlich an seiner Seite hatte.

„Hast Du nie gehört, daß Bräute an ihrem Polterabend geröthete Augen haben?“ fragte sie lächelnd. „Mich dünkt, das ist gewöhnlich so der Fall, und es ist doch auch so natürlich!“

„Ja gewiß!“ antwortete der Freiherr, aber es war ihm nicht ganz wohl dabei. Er glaubte nun doch, daß Clementine vorhin im Zimmer gewesen und sich vor ihm verschlossen habe, und fand das wunderlich. Wenn sie weinen wollte, wo konnte sie das bequemer und tröstlicher thun, als an seiner Brust!

Ihm kam der Verdacht, daß Curt Caspar mit irgend einer unpassenden Redensart — wahrscheinlich über ihn — die väterliche Gewalt noch am letzten Tage derselben dazu mißbraucht habe, seiner Tochter das Herz schwer zu machen.

Zum größten Theil war diese Vermuthung ja richtig, wenn sich auch Adalbert von Althahn nicht träumen ließ, womit dem Vater es so merkwürdig

gelungen war, seiner Tochter Fühlen und Denken zu erschüttern.

Gleichviel! Clementine wollte fröhlich sein an diesem letzten Tag im Vaterhause. Und sie wollte ihrem Bräutigam nicht weh thun. Sie nahm seinen Arm, scherzte und neckte sich mit ihm, gab ihm süße Worte und hoffte nicht mit Unrecht, daß deren berückender Klang auch ihr eigenes Herz täuschen und beruhigen werde.

Die Munterkeit der Gäste, die bei solcher Gelegenheit nach altem Brauch ein Uebriges leisteten, sorgte dafür, daß im Gebrause von Scherzen und Spielen, von Uebermuth und Ausgelassenheit ein vereinzelter Seufzer nicht vernommen wurde. Lärm und Lust waren so rauschend und allgemein, daß auch kein Mensch hätte beweisen können, ob überhaupt Jemand zu einem Seufzer gekommen sei. Wenn die Weiblein etwas stiller als die Männer und das Bräutchen noch etwas stiller als die anderen Frauenzimmer war, so fand man das nur der Natur und Sitte entsprechend.

Endlich steckte die allgemeine Lustbarkeit auch Clementinen wider Willen an; sie trank und sang und drehte sich im Tanze herum, so lange sie die Beine, trugen, und mit jedem, der ein Recht zu haben glaubte, also huldigend von ihren Mädchentagen heiteren Abschied zu nehmen.

Es sah gegen das Ende des Festes ein wenig

wüst aus auf Curt Caspar Fabian's Hof. Der Hausvater und sein Sohn und die meisten Gäste waren feierlich bezecht, wie das auf dem Lande bei solcher Gelegenheit ganz in Ordnung befunden wurde. Clementinens Bräutigam liebte den Wein sonst nicht über Gebühr. Nachdem seine Zukünftige sich zurückgezogen hatte, hielt er es unter den tollenden Mannsen nicht allzulange mehr aus und stahl sich davon.

Er suchte im Hofe nach seinem Kutscher. Allein auch dieser war viel zu betrunken, als daß man ihm Wagen und Pferde und die eigenen Knochen anvertrauen durfte.

Zum Glück fand Althahn unter dem Troß dieser wüsten Schnarcher, die im Hof und in den Ställen herumlagen, noch einen nüchternen Menschen, sonst hätte er sich am frühsten Morgen seines Hochzeitstages genöthigt gesehen, sich eigenhändig die Pferde vor das Fuhrwerk zu schirren.

Es war sein Knecht Hubert, der auf Geradewohl oder auch aus Neugierde mit auf den Nachbarhof geschlichen war.

Adalbert lobte den Burschen, der ihm gerade recht kam, und im Weiterfahren fragte er ihn, ob dies und das und allerhand daheim in Ordnung gebracht und zur morgigen Feier bereit und der neuen Herrin würdig bestellt sei.

Der muntere Hubert hatte auf Alles befriedigende Antwort.

Im Osten schwamm ein Streifchen Dämmerung, wie Ahnung des kommenden Tages. Der Freiherr seufzte bei seinem Anblick, wie einer, der sich denkt: ich wollte, die nächsten zwölf Stunden wären vorüber und ich endlich wieder mein eigener Herr und dazu der Herr meines lieben Weibes!

Dann legte er sich in den Wagen zurück und schlief ein.

Adalbert von Althahn hatte nicht geringe Anstrengungen gemacht, sein Haus zu schmücken. Alles, was er angeordnet hatte, zeigte den feinen Geschmack eines Mannes, der die Welt gesehen hat und darauf bedacht ist, Achtung und Liebe auch in jene kleinen Aeußerlichkeiten zu legen, mit denen man das Leben zieren und ein Frauengemüth erfreuen kann.

Es war auch einer von seinen Gedanken gewesen, sich auf eignem Grund und Boden trauen zu lassen, nachdem er eines Tages in seinem Park auf das alte Kirchlein gestoßen war, das noch aus den katholischen Zeiten her zwischen den Bäumen stand.

Das verwahrloste kleine Gebäude ward mit einfachen Mitteln in Stand gesetzt. Der Geistliche hatte Nichts gegen diesen Vorschlag des Grundherrn einzuwenden. Erst als Alles soweit gediehen, war die

Sache auch Clementinen zur Begutachtung vorgetragen worden.

Diese schien zwar die Aufmerksamkeit ihres Bräutigams, der die Gutsfrau in ihrer eigenen Kirche segnen lassen wollte, nicht so ganz zu würdigen. In ihrer damaligen Stimmung war es ihr aber ziemlich einerlei, wo sie getraut werden würde — wenn es nur endlich geschah.

Gestern Abend wären lange vorbereitete und allerseits gebilligte Anordnungen auch nicht mehr rückgängig zu machen gewesen, ohne Aufsehen zu erregen und Gründe anzugeben, die vielleicht Niemand für stichhaltig erachtet hätte, vorausgesetzt, daß Clementine das Geheimniß vergangener Tage vor irgend Jemand hätte aufklären mögen.

In Wahrheit war ihr der Gedanke auch am Polterabend nicht gekommen: wo die heilige Handlung sich vollziehen werde.

Erst als sie, geschmückt, aller Erinnerungen entrückt und nur im Augenblicke lebend, vor dem großen Spiegel stand, sich dort und da am Schleier, Kranz oder Gürtel eine Nadel stecken, ein Zweiglein biegen, eine Falte glätten ließ, erst als man ihr meldete, daß die Wagen und die Gäste nunmehr auf das fertige Bräutchen warteten, da fragte sie: „Ja, wo werden wir denn getraut?“

Sie hatte der Kleinigkeit vergessen und dachte in ihrer Zerstreutheit an die Hauptkirche der Stadt, weil sie dort zuletzt einer Trauung beigewohnt hatte.

Adalbert erinnerte sie lächelnd an seine aufmerksame Einrichtung der kleinen Waldkirche, über deren Portal jetzt das mit sieben Perlen gekrönte Wappen Derer von Althahn in Blau, Roth und Silber zwischen bunten Kränzen und grünen Gewinden prangte.

Clementine zuckte, als wär' ihr etwas in's Auge geflogen.

„Was hast Du, lieber Schatz?“

„O nichts, es war mir nur — Nichts, gar nichts! . . . Komm!“

Hätte Curt Caspar gestern nicht so geredet, wer weiß, ob Clementine jetzt von einem Gedanken an ein anderes Glück wäre heimgesucht worden.

Sie schalt sich, schüttelte das Haupt und ging trotzig und entschlossen die Stufen hinab, wie man dem Feind entgegengeht — dem Feind und auch einem großen Glück, das ja unangefochten nicht errungen wird.

Sie hörte wenig, was Vater und Mutter auf der Fahrt sagten — aber es rührte sie der Klang der verwandten Stimmen. Sie wollte nur Dank fühlen. Aber sie war so verwirrt, so erregt. Sie konnte nur die lieben Hände drücken, nicht reden.

Sie verwünschte die Laune des Zufalls, wie sie

es nannte, die ihr gerade heute, wo sie deren am wenigsten bedurfte, Erinnerungen aufdrängte, welche sie zu bekämpfen Mühe hatte. Es war, als ob sich Alle, die sie liebten, ihr eigener Vater und ihr eigener Bräutigam, verschworen hätten, sie an denjenigen zu erinnern, von welchem sie gerade heute nichts wissen wollte.

Sie hätte sie darum schelten mögen. Und doch war es nur ihr eigenes schuldiges Herz, das bei jeder Gelegenheit mit dem einen Gedanken antwortete, den es nur allzulang getragen hatte.

Sei stark! sagte sie zu sich und rüttelte sich zurecht und sah ihrem Vater andächtig auf den Mund, der noch immer weiter redete, bis der Wagen anhielt und endlich ausgestiegen werden mußte. —

Derweilen also der Hochzeitszug in vielen geschmückten Fuhrwerken dem Kirchlein im Parke zurollte, stand auf dem Chor desselben Kirchleins der alte Musikant, welcher Clementinen im Singen unterrichtet hatte, der Stadtorganist, der es sich zur besonderen Ehre rechnete, bei dem hohen Feste seines schönsten Zöglings eigenhändig das Präludium zu spielen und den Choral zu begleiten.

Als ein bedächtiger alter Herr war er über zwei Stunden früher gekommen, wenn man ihm auch versichert hatte, daß die Orgel in bestem Stande wäre.

Er brauchte nicht lang, um sich zu überzeugen, wie richtig seine Vorsicht war. Die ganze Kirche hatten sie besorgt, gereinigt und, wo's allzu nöthig war, renovirt; hatten an zwei Säulen und am vordersten Gestühl sogar Kranzgewinde aufgehangen und an mehr als einer Stelle das Althahn'sche Wappen angebracht — aber um die Orgel droben und den Chor, zu dem freilich Brautleute und Hochzeitsgäste nicht hinaufstiegen, hatte man sich nicht weiter gekümmert, als um sich zu überzeugen, daß die meisten Pfeifen Luft hatten und nicht alle Tasten stockten. Nicht einmal den Staub hatte man wegzufegen für nöthig erachtet. Spinnweben hingen an den Klappen. Und auf dem Manuale lagen ein Paar Bücher, die gewiß nicht hierher gehörten.

Je nun, der alte Musikus kannte die Rücksichtslosigkeit der Leute, mit denen er so lange lebte, gut genug. Sie erwarteten, daß er schon für sich selber sorgen werde. Mit einem sanften Seufzer, wie ihn die Weisen über die Selbstverständlichkeit menschlicher Schwächen ausstoßen dürfen, ging er an die Arbeit, fegte den Chor und reinigte erst die Orgel und dann seine braven Hände und setzte sich endlich hin und griff sich dies und das und gab dem Balgtreter Weisung und legte endlich die Finger in den Schooß, der Menschen gewärtig, die nun kommen sollten.

Aber die Hochzeiter ließen noch immer auf sich warten. Kein Rädergerassel, kein Peitschenknallen, kein Hurrahrufen war in dem stillen Walde hörbar, der selber den Athem anzuhalten schien, als horchte er auf etwas, das sich nunmehr vernehmen lassen müßte.

Dem alten Musikanten ward die Zeit lang. Da hob er eines der beiden Bücher auf, die er vorhin vom Manuale heruntergeworfen hatte, und wie er Noten darin fand, so hielt ihn das fest, und er las erst mit den Augen, dann mit den Händen, endlich hieß er den Treter an die Bälge gehen, legte das aufgeschlagene Buch vor sich hin und gab den Noten, die er las, der Orgel hallende Stimme.

Er war gerade kein feiner Kenner musikalischer Litteratur und wußte nicht recht, wo er die Sachen hinthun sollte, die seinen Ohren und seinem Herzen so wohl gefielen. Aber daß sie ihm gefielen, freute ihn, und daß sie alten Styls waren, schien ihm auch klar.

Ein Liebhaber hatte sich in diesen Bänden allerhand zusammengeschrieben, was für die Orgel gut paßte und nicht allzuschwer zu spielen war.

Wem das Buch wohl gehören mochte?

Der Alte blätterte vor und blätterte zurück. Er fand aber keinen Namen. Nur etliche Zeilen standen hinter dem Titelblatt in englischer Sprache. Er war derselben nicht mächtig und ersah nur, daß die Worte

anderthalb oder zwei Verse bildeten, welche der Eigenthümer oder der Schenker des Buches zum Gedächtniß hineingeschrieben hatte.

Das Buch besaß also auch den Werth persönlicher Erinnerung. Und weil der Alte solches hier erkannte, schloß er nicht anders, als daß es dem Eigenthümer des Kirchleins oder seiner Braut gehören mußte, und es freute ihn, daß sein Zögling noch so viel Sinn für gute Musik sich bewahrt oder der Bräutigam desselben so gediegenen Geschmack hatte.

Er lobte sich seinen Zeitvertreib und beschloß, Clementinen zu bitten, ihm die Sammlung gefälligst leihen zu wollen. Er hätte sich gern Einiges daraus abgeschrieben. Besonders gefiel ihm eine Melodie. Sie klang wie ein altes Lied, so innig, so traut, daß sie einem selbst wider Willen an's Herz griff, er ward nicht müde, sie zu wiederholen, und fand sie auch zu contrapunktlicher Behandlung recht geeignet. Das war gewiß eine Lieblingsmelodie der Hochzeitsleute.

Selbst der Balgtreter meinte, das wäre gar ein hübsches Ding und er hätte wohl mehr davon erbeten, hätte sein Ohr nicht von draußen jetzt ein fernes Halloh getroffen.

„Sie kommen! sie kommen!“ schrie der Bursch und ließ den Blasbalg im Stich. Auch der Alte

stand auf und trat an's Fenster des Chors, sah hinab und horchte, wie's rasselnd und rauschend und jubilirend herankam durch den Wald und wie vom großen Gutshofe herüber die Böller knallten, mit welchen die junge Herrin begrüßt wurde, die eben in ihr Gebiet einzog.

Das rührte den Alten sehr und als er nun vollends Wagen um Wagen auf dem Rasenplatz vor der Kirche halten und aus dem schönsten derselben seinen kleinen Liebling, mit Schleier und Kranz geschmückt, aber mit rothen Augen und blassen Wangen gehoben werden sah, da ward ihm die Wimper feucht.

„Aus Kindern werden Leute!“ sprach er zu sich selbst und pries den Bräutigam glücklich, der einen so süßen Schatz heimführen durfte.

Es war gar ein schönes Bild, das sich ihm da im Rahmen seines runden Fensters bot. Diese froh bewegte, fein geschmückte Gesellschaft, die geschäftigen Diener und Festordner, die rauchenden Pferde, das frische Grün, die flatternden Wimpel, die hängenden Kränze, all die festliche, friedliche Bewegung und darüber die alten Bäume, die ernst und ehrwürdig auf Alles herabsahen und nur sanft im Mittagswind ihre grünen Häupter schüttelten.

Freilich die alten Bäume hier hatten mehr gesehen und wußten besser als der alte tiefgerührte Mann

wie alles das gekommen war. Aber die Bäume redeten nicht, wie die Menschen, und sie hatten keine Stimme, wie die Instrumente, die der Mensch sich macht, um mehr mit ihnen auszudrücken, als er selbst mit seiner schwachen Stimme vermag.

Der Mensch in seiner Rührung pries in dieser Stunde sein Geschick, das ihn gelehrt hatte, seine Seele auf der Orgel reden zu lassen. Das Herz ging ihm über. Er wollte seinem Zögling zu Liebe sehr schön und eindringlich spielen. Clementine sollte sagen: heute hat's der alte Musikant aber gut gemacht!

Die Leute füllten schon die Kirche. Alle, die an der Feier betheiligt oder dazu geladen waren, nahmen in Stühlen Platz. Bauern und Kleinstädter, die herzugekommen waren, standen dahinter und reckten sich auf den Fußspitzen, um die Brautleute sehen zu können.

Es geschah das Zeichen, daß die Orgel anheben möchte. Der Geist kam über den alten Mann. Er hob die Hände, lächelte, sah in's Buch vor ihm, senkte die Hände und spielte recht mit Herzens Lust.

Wer ihn also präludiren und eine wunderhübsche Melodie einflechten, umkehren und fugiren hörte, der konnte die kleine Stadt um einen so tüchtigen Künstler beneiden.

So feines Spiel hörte man nicht aller Orten.

Clementine hatte sich, aus dem Wagen tretend, mit aller Gewalt gefaßt.

Als man sie zum Kirchlein führte, hatte sie einen Augenblick inne gehalten, wie wenn sie sich vergewissern wollte, daß alle Gedanken von nun an abgethan sein müßten. Sie hatte emporgesehen am Gemäuer, wo über dem Thorbogen, über Kränzen und Gewinden das Freiherrenwappen derer von Althahn thronte.

Die sieben Perlen in der Krone kamen ihr zwar jetzt nicht anders vor, als sieben versteinerte Thränen. Da schüttelte sie auch diesen Gedanken ab und gelobte dem Familienzeichen dort oben, treu und brav zu sein und keinerlei Anfechtung mehr zu kennen oder gar zu dulden.

Und deß gewiß, überschritt sie, nach geringer Verzögerung, die Kirchenschwelle stolzen Hauptes. Leise zitterte die Brautkrone, lang wallte der Schleier hinter ihr.

Doch kaum eingetreten, zuckte sie zusammen und blieb stehen.

Eltern und Bräutigam meinten, die Kühle des Ortes habe plötzlich erschreckend auf des Mädchens Nerven gewirkt, und fragten es und redeten ihm zu, derweilen von der Orgel herunter helle Töne quollen und sich wiederholten und verschlangen.

Halb getragen, halb geführt, erreichte Clementine den Kirchenstuhl und horchte, horchte. Wer hat diese Töne in diesen Raum gebracht? Waren sie im Gemäuer eingeschlafen damals und wurden nun wieder wach, weil frische Luft und neue Menschen einströmten? Hatten die todten Wände hier, hatte das tönende Erz dort droben mehr Gedächtniß und Treue als ihr warm schlagendes, ach so lebendiges Herz?

Was sind Schwüre, was sind gute Vorsätze! Nein, der Mensch denkt nicht, was er will, sondern was er muß.

Da war Alles rundum versunken; keine Festlichkeit, kein Menschengewühl mehr; der Morgen war still und das Kirchlein war kahl und leer und in dem öden Raum saß ein einziges schweigendes Mägdlein, den beschleierten Hut auf dem Kopfe, die Arme verschränkt, die Schleppe des Reitkleides um die Füße gewickelt, und horchte der süßen Weise, die droben von der Orgel klang — damals wie heute — heute wie damals, wie immerdar . . .

Noch ein Paar Takte, dann geht sie hinaus, der Sonnenschein empfängt sie, und wenn sie sich umwendet, steht der Mann hinter ihr, dem sie ihr ganzes Herz geben muß.

Ihr ganzes Herz! . . .

Bitter und reichlich strömen die Thränen über

die Wangen der Braut. Theilnehmend wird sie von allen Seiten betrachtet. Man ist es so gewohnt, daß Bräute weinen. Es schickt sich fast nicht anders und gerechte Zuschauer warten auf diese Erscheinung. Fräulein Clementine weint allerdings etwas heftig... Warum auch nicht?... die Trennung von den Eltern... das reiche Gemüth... u. s. w.

Das Präludium ist zu Ende; der Organist hat durch allerhand Tonarabesken endlich der schlichten Weise des zur Feier vorgeschriebenen Chorals den Weg gebahnt und nun fällt Alles in der Kirche ein:

„Ach bleib mit Deiner Gnade
Bei uns, Herr Jesu Christ!“

Auch Adalbert singt mit. Seine laute Stimme dicht neben ihr läßt die Braut aus ihrem Sinnen und Weinen aufschrecken und aufschauen. Der arme Mensch! das ist jetzt wieder ihr Gedanke; dann sieht sie ihm mitleidig und traurig auf den Mund. Der sonst so Leichtsinnige, heute schaut er so andächtig, so feierlich in die Welt und auf sein Weib.

Adalbert's Weib!...

Der Choral schweigt. Der Geistliche redet. Man wechselt die Ringe. Ein anderer Choral hebt an. Die Feier endet. Man ist im Freien. Man schüttelt sich die Hände. Es regnet Glückwünsche von allen Seiten. Herr und Frau von Althahn sind ein Paar.

Vereinigt für's Leben. Vergangenheit, was willst Du noch von ihnen?

Die Rosse stampfen, die Wagen rollen. Es geht zurück nach des Brautvaters Hof.

Wieder beginnt eines seiner großen Feste, das größte, das herrlichste. Curt Caspar Fabian will sich nicht geizig schelten lassen, wenn seine einzige Tochter Hochzeit macht.

Das war eine Lust und ein Trubel und ein Schmausen und ein Zechen und ein Tanzen, wie man es lange nicht gesehen hatte. Das ging vom Mittag bis in die sinkende Nacht und die halbe Nacht hindurch. Besser war nie ein Brautpaar zehn Meilen in der Runde gefeiert worden. Und wer nach Mitternacht noch gerade auf seinen Beinen stehen konnte, der fand nicht mehr viele, die es ihm gleichthaten.

Adalbert und Clementine nahmen den Augenblick wahr, wo die allgemeine Freude so hoch aufwallte, daß das Verschwinden des Brautpaares von Niemand bemerkt wurde, und fuhren vor Ende des Balles ihrem Hause zu.

Die Nacht war linde. Nach der Hitze des Festsaals wirkte die frische Luft erquickend, aber bald auch ermattend auf die junge Frau. Der Hochzeitstag ist selbst für die Glücklichsten selten ein Tag reiner Freude. Dies fortgesetzte Begafft- und Gefeiertwerden,

dies Empfangen und Zurückgeben von Glückwünschen und Ehrenbezeigungen, die meist im Tone verhaltener Erregung ausgetauscht werden, dies Plaudern, Schmausen und Tanzen in Stunden, die man recht gern überschlagen möchte, wirkt abspannend auf Leib und Seele.

Die junge Frau von Althahn saß im rollenden Wagen, legte ihr Haupt an ihres Gatten Brust und sah schweigend, halb träumend in die Nacht hinaus, deren Stille, deren Kühle, deren Dunkel ihr nach dem Getöse in dem überfüllten, lichtschimmernden Hause gar wohl that. Sie hatte die linke Hand auf die Hand ihres Mannes gelegt und hielt dieselbe so fest, als sie konnte.

Adalbert war ja nun ihr Schutz und Hort. An ihm wollte sie sich halten ihr Lebelang.

Althahn erwiderte den Druck der kleinen Hand und fragte zuweilen, wie sich seine Frau fühlte.

„Gut, Adalbert, recht gut!“ klang es leise zurück. Dann waren Beide wieder still.

Auch der Mann war von dem stundenlangen Repräsentiren und Redestehen etwas ermüdet. Dieser ganze Haufen erbeingesessener Philister und geschmacklos toilettirter Kleinstädterinnen, von dem er sich seit zwei Tagen widerstandslos hatte plagen lassen, schien ihm sehr zuwider. Daß er dabei mit Curt Caspar

Fabian Schulter an Schulter gestanden, war ihm, in Erinnerung der letzten Unterhaltungen mit diesem hartköpfigen Manne, just auch keine Erquickung. Ohne daß er es hätte hindern können, war ihm dabei ein gut Theil hochzeitlicher Laune abhanden gekommen.

In dieser Stimmung war ihm härter, als es sonst wohl geschehen wäre, die Schweigsamkeit, die Traurigkeit Clementinens aufgefallen. Die strömenden Thränen in der Kapelle, die seine Braut vor der Einsegnung vergossen hatte, suchten in seinem Gemüth eine Erklärung und fanden keine.

Clementine hatte ihm oft genug gestanden, daß ihr Herz nur mehr locker an den Ihrigen hinge und daß es ihr keinerlei Ueberwindung kostete, das väterliche Dach mit einem anderen zu vertauschen, daß sie sich vielmehr nach dem Tage sehnte, wo sie ihre eigene Herrin und sein Weib werden würde.

Und die Erfüllung dieser Sehnsucht wurde also begrüßt? Seltsam! Freude weint wohl auch, aber doch nicht so jämmerlich. Adalbert hatte sein Lebtag noch keinen Menschen also weinen sehen. Einen Augenblick fürchtete er alles Ernstes, die Fassungslose würde außer Stande sein, sich zu erheben und die heilige Handlung gestört oder doch verzögert werden.

Das hatte ihn eine peinliche, eine lächerliche

Scene besorgen lassen. Es war nicht dazu gekommen. Clementine hatte sich, nachdem der langweilige Musikant endlich seiner überflüssigen Virtuosität ein Ziel gesetzt, gesammelt und sowie der Pastor zu reden begonnen, sich von selbst aufgerüttelt — aber auch das mit einer Gewaltsamkeit, mit einer sichtbaren Willensanstrengung, die er an diesem Orte, bei dieser Gelegenheit gern vermißt hätte.

Dann freilich war alles glatt und regelmäßig und voll Haltung zu Ende geführt worden.

Und das war gut, und nun waren sie allein. Und er war der Glückliche, der die Braut nach Hause führte. Er lächelte über seine Grillenfängerei.

Das war ja lauter Einbildung! Alles nur Reflex der mühsamen Langweile und unerfreulichen Aufregung solch eines Tages. Nun war es Nacht, stille süße heimliche Nacht. Morgen wird die Welt ein anderes Gesicht haben und jede Anfechtung — dafür hatte er genauen Befehl gegeben und wollte, heimgekehrt, ihn nochmals wiederholen — jede Anfechtung sollte vor der Thür seines Eigenthums bleiben, seines sauer erworbenen Eigenthums.

Wie auf einem Feenschloß, den Sorgen und Belästigungen dieser dummen Welt entrückt, wollte der Freiherr mit seinem Weibchen die nächsten Wochen verleben.

Er zwang seinen Unmuth und plauderte zu Clementinen und sie antwortete ihm. Es entstand jener Austausch holder Worte, die dem Dritten keinen Sinn geben, die von denen, welche ihn vorbringen, kaum vernommen werden und doch die Beiden, die mit dem Herzen hören und mit den Augen verständlicher als mit dem Munde reden, überaus entzücken.

Später wurden sie wieder stiller. Die Müdigkeit drückte bleischwer auf Clementinens Augen, derweilen dem Bräutigam die Erregung der Stunde die Worte versagte.

Aber da rollte der Wagen schon dem Hause zu.

Vor dem großen Hofthor stand ein Wächter, der, wie er nur die Laternen der nahenden Kutsche auf der Straße blinken sah, den Balken hob, die Flügel drehte und einen Ruf gegen das Haus laut werden ließ, wo alles Gesinde, das etwa auf das Eintreffen des Herrn und der Herrin gelauert haben mochte, sich verzog und in Schatten stellte, denn der Baron hatte sich jede nächtliche Huldigung verbeten.

Glänzend war der Perron erleuchtet und eine vornehm feierliche Stille beherrschte das weitläufige, schön geschmückte Haus, als der Freiherr sein Weib aus dem Wagen hob und in seinen Armen in ihr neues Heim geleitete.

Blumen und Lichter auf Treppen und Gängen.

Die Beiden eilten vorüber. Schritte verhallten. Thüren gingen auf und zu.

Der Diener kam zurück, löschte die Lampen und dann ward's wieder dunkel im ganzen Hause und noch stiller, als es zuvor gewesen.

Vater Boppel hatte sein Heim im guten Stand und wohl eingerichtet hinterlassen; die späteren Eigenthümer, da sie das Gut nicht bewohnten, wenig oder nichts verändert. Adalbert von Althahn erachtete es auch nicht für nöthig, die etwas altväterische, aber stattliche und bequeme Ordnung zu zerstören. So war alles in demselben Stande geblieben, wie es Clementine seit langen Jahren kannte. Nur in dem Schlafzimmer, welches vordem Josephinen's Eltern bewohnt hatten und das nun Adalbert und Clementinen empfing, waren in Ausschmückung und Geräthschaften Neuerungen beliebt worden — aber da die neuen Dinge meist an denselben Stellen Platz genommen, wo die alten gestanden hatten, machte es auf Clementinen nur um so freundlicheren Eindruck, und, über all die Zierlichkeit und Fülle von Möbeln, Tapeten, Vorhängen und Kleinigkeiten entzückt, fiel die Gattin dem Gatten um den Hals und küßte ihn herzhaft.

Der Athem verging ihr dabei. Sie rang sich los und sah sich noch einmal um.

„Adalbert, man hat hier zu früh die Fenster geschlossen. Mir war so wohl in der kühlen Nachtluft. Oeffne das Fenster noch einmal! Magst Du?“

Der Gatte that ihr den Willen gern. Und sah sie lächelnd an. Eine Ampel, die von der Decke niederhing, beleuchtete mit gedämpftem Schein die kleine blasse Frau, die ihm so wohl gefiel.

Sie war denn doch errungen und der Kaufpreis Kummer und Wunden werth.

Er wollte sie abermals und stürmischer an sein volles Herz drücken. Sie wehrte ihn lächelnd ab und bat um Geduld. Er mußte ihr helfen, den Kopfputz abzulegen. Sie lachte, zog die Nadeln aus dem Haar, und da fiel ihm das blonde Geringel wie goldene Wellen über die Hände.

„Du süßer Schalk!“

„Halt!“

„Was denn wieder?!“

„Hörst Du nicht? . . .“

Adalbert hörte nur sein Weib sprechen und wollte auch nichts anderes hören.

Aber Clementine drängte den Ungeduldigen noch einmal zurück und rief mit zorniger Entschiedenheit: „So horche doch! . . . Welch ein abscheulicher Ton!?“

„Laß mich das Fenster schließen! . . . Ich bitte Dich!“

„Nein!“ rief Clementine und stampfte mit dem Füßchen. „Mich ängstigt dieser Ton mitten in der Nacht. Was ist das? . . .“

„Ein Häher oder ein Specht? . . .“

„Es klingt wie eine Säge, die man feilt . . .“

„In der That, es klingt wie eine Säge . . . Irgend ein verrückter Knecht, der früh vor Tag an die Arbeit will und nicht daran denkt, daß hier Leute schlafen gehen, die zartere Nerven haben, als so ein verdammter Rüpel!“

„Pfui!“ rief Clementine, welcher das abscheuliche gleichmäßige Krächzen durch Mark und Bein ging. Sie hielt sich die Ohren zu und schauderte.

Adalbert schob mit einer heftigen Bewegung sein Weib zur Seite, schloß das Fenster und zog den Vorhang zu.

Aber das gereizte Ohr, einmal an das sich wiederholende Getön gewöhnt, hörte es nach wie vor, wenn auch ein wenig gedämpft, schon der Dauer wegen nicht minder unleidlich.

Clementine ward zornig. Sie stopfte sich ihr eigenes Haar in die Ohren und rief wiederholt: „Wie häßlich!“ und: „Wer darf das wagen in unserem eigenen Haus? . . . Und hört denn das noch immer nicht auf? . . . Um des Himmels willen!“

Adalbert war noch zorniger als sein Weib.

„Warte nur, den überfleißigen Gesellen wollen wir gleich zur Raison bringen!“ rief er, nahm ein Licht, griff nach seinem Hut, legte aber Alles noch einmal hin, um sein Weib in die Arme zu schließen und es mit milden Worten zu begütigen.

„Erkälte Dich nicht, süßes Herz! Geh zu Bett! Ich schaffe nur Ruhe und bin gleich wieder bei Dir!“

„Ach, geh doch lieber nicht!“ sagte jetzt Clementine. „Ich ängstige mich so ganz allein . . . Auch mein' ich, es ist nun Ruhe mit dem scheußlichen Instrument.“

„Nicht doch! Es ist nur in eine andere Tonart übergegangen. Jetzt sägt er richtig Holz. Ich will ihm!“

„Laß ihn! bleibe! . . . Er wird sich uns zu Liebe betrunken haben. Thu' ihm kein Leid!“

„Ich will ihn mores lehren!“ rief Adalbert, und biß sich in die Lippen. „In fünf Minuten bin ich wieder da! Aengstige Dich nicht, Schatz!“

Damit stürmte er aus dem Schlafzimmer und langte sich im Korridor eine Hetzpeitsche von der Wand, die dort bei anderen Jagdtrophäen hing.

Clementine blieb allein. Das kam ihr wunderlich vor. Sie horchte. Die Säge sägte emsig fort... Und jetzt? . . . Hatte sich das Ohr so sehr an den

Ton gewöhnt, daß es ihn nicht mehr hörte, oder war er wirklich verstummt?

Sie strengte das Ohr an. Sie hörte wirklich nichts. Sie öffnete das Fenster und horchte wieder ... Alles still ...

„Adalbert!"

Keine Antwort.

Sie sog die kühle Nachtluft ein. Sie beugte sich aus dem Fenster, als wollte sie sehen, was sie nun nicht mehr hören konnte.

Da ward ihr mit einem Mal, als stürmte die Müdigkeit, die sie den Tag über angesammelt hatte, und die nur von der Aufregung der letzten Augenblicke für kurze Weile zurückgedrängt worden war, mit vollem Gewicht auf sie ein und bedrückte ihr das Haupt.

Sie wußte nicht mehr, ob sie richtig sah und richtig hörte. Die Nacht schien tausend Stimmen zu gewinnen, die ihr in die Ohren summten. Die Finsterniß, die unter dem Fenster ausgebreitet lag, drehte sich wie ein Strudel. Funken sprühten, Gestalten quollen auf und nun schien Alles plötzlich und jählings wie in einem Trichter unterzugehen.

Clementine raffte sich auf. Sie merkte, daß sie am offenen Fenster, von der Nachtluft eingeschläfert, beinahe umgesunken wäre.

„Adalbert hat Recht!“ sagte sie. „Ich will zu Bett gehen. Er muß ja gleich zurückkommen.“

Sie sputete sich, den letzten Staat abzustreifen. „Wie spät es wohl sein mag?“ ... Sie sah eine Uhr an der Wand. Die Zeiger wiesen auf halb zwei. Aber der Perpendikel stand stille. Man hatte das Werk wohl lange nicht aufgezogen. Gleichviel! ...

Sie legte das Haupt auf's Kissen. Die Sinne wollten ihr vergehen.

„Wenn nur Adalbert käme! ... Er muß gleich kommen ... Gleich! ... Recht bald! ... Die Säge schweigt ja nun still ... Oder war es gar keine Säge? ... War es ein Vogel? ... Ein Karrenrad? ... Eine Orgel? ... Ach, die Orgel!! ... Ach!“

Sie schlief. —

Adalbert war in der Hast des Zornes die Treppe hinabgeeilt. Er öffnete das Thor in den Hof. Das Licht löschte aus. Aber der Herr wußte Bescheid auch im Finstern.

Er ging dem störenden Ton entgegen. Im zweiten Hofe stieß er auf einen Mann, der sich in grauem Kittel kaum von der grauen Nacht abhob und emsig Holz zersägte, wie wenn er bei Leibesstrafe vor Tag sieben Klafter klein machen müßte.

„Hubert! Alle Himmel Donnerwetter! ist der Kerl verrückt? ... Wirst Du innehalten, mit Deiner Höllen-

maschine bei nachtschlafender Zeit zu ächzen, Malefizhalunke!“

„Oho!“ rief der Knecht und machte große Augen. Wer kann denken, daß der Herr Baron nach Hause gekommen seien! . . . Wir meinten Alle, vor morgen würden wir Sie und die gnädige Frau nicht zu Gesicht kriegen. Wie ich just vor Tag erwache, geh' ich an die Arbeit. Morgen wollten wir uns einen rechten Feierabend machen und darum eben früh vorsorgen. Mein's einer gut! . . . Aber so derbe braucht man einen nicht anzulassen!“

„Elender Hund!“ rief der zornige Ehemann. „Du muckst noch auf? Ich will Dich lehren, was derb ist!“

Der Freiherr zog mit der Hetzpeitsche einen langen Bogen über seinem Haupt. Aber Hubert sprang zur Seite, wo die Axt unfern der Sägestatt in einem Holzblock stack. Unheimlich blinkte das Eisen in der Dämmerung.

Und mit der Waffe in der Hand seiner selbst sicher, trotzte der Knecht mit erhobener Stirn und rief: „Lassen Sie den Hund nur bei Seite, Herr Baron! Hunde beißen und Hunde bellen . . . Ich will Sie nicht gerade beißen, aber ich könnte vielleicht Ihnen etwas vorbellen, was Ihnen noch weniger gefiele, als der Ton meiner armen Säge! Die Ohren könnten Ihnen Ihr Lebtag davon gellen! . . . Ha! ha!

Immer gleich die Peitsche in der Luft! Habe das schon einmal gesehen. Einmal genug und für immer!"

Hubert fühlte mit der linken Hand an seine Wange, als wollt' er merken, ob sie brannte; dann lachte der Bursch noch einmal laut auf, drehte sich um, gab den Holzscheiten, die in seinem Wege lagen, einen Fußtritt und ging darüber weg gegen die Scheune.

„Halt da!" rief der Freiherr und war hinter ihm drein.

Hubert drehte sich noch einmal um, stellte sich vierschrötig auf seine ausgegrätschten Beine und die Axt in seiner hängenden Faust schüttelnd, sprach er: „Werfen Sie die Peitsche weg, Herr Baron!"

„Du sollst mir Rede stehen, ungewaschenes Maul!" rief dieser blaß vor Wuth.

„Werfen Sie lieber die Peitsche weg!" wiederholte der Andere mit kaltem Hohn, „oder jeder in seiner Art! Mir liegt den Teufel was an Euer Gnaden Hirnschädel, wenn ich Dinge zu hören kriege, wie just eben, die kein braver Kerl sich gefallen zu lassen braucht!"

Adalbert sah, daß er einen Menschen vor sich hatte, der in diesem Augenblick allen Respekt und alle Rücksichten abgeschüttelt hatte und vor argem Thun so wenig zurückschreckte wie vor argem Wort.

Er fragte sich selbst, ob er in der Wuth über

erlittene Störung nicht zu viel gesagt und einem Menschen an die Ehre gerührt habe, der in Dummheit oder Unbedacht heute wie ehegestern gutgläubig an sein Tagewerk gegangen war.

Hubert hatte sich, so lang er bei Althahn diente, ordentlich und tüchtig, wenn auch etwas still und menschenscheu, gezeigt. Man sagte ihm auf dem Hofe nach, daß er am Feierabend allerhand Druckschriften zu lesen liebte, die von unzufriedenen Leuten geschrieben und verbreitet wurden, und daß er, von solchen Ideen angesteckt, sich wiederholt zu der Absicht bekannt hätte, nach Amerika auszuwandern.

Der Freiherr hatte solchen Nachreden um so weniger Bedeutung beigelegt, als er selber über den stillen Menschen keine Klagen zu führen und ihn nicht nur immer flink bei der Arbeit gefunden, sondern auch einen vernünftigen Menschen in ihm entdeckt hatte, mit dem am Feierabend selbst der Herr ein Wort reden konnte, wenn er dazu aufgelegt war.

Es that ihm beinahe leid, den braven Burschen so bitter gekränkt zu haben, daß dieser, alle Zucht und Ordnung vergessend, ihm mit Thätlichkeiten drohte. Adalbert fluchte im Stillen auf den bösen Einfluß all der Neuerer und Gleichheitspropheten, die gerade den besten Arbeitern die Köpfe verdrehten. Aber er sagte sich auch, daß das Ansehen des Herrn nicht

leiden und darum der Aufgeregte nicht ungestraft abgehen dürfte.

Er trat nach kurzer Ueberlegung auf Hubert zu und sagte dabei: „Hast Du mir zu befehlen oder ich Dir? . . . Wirf Du das Beil weg!“

Der Knecht lachte ihm in's Gesicht. Aber er schmiß die Hacke hin. Und die Hände in die Hosentaschen steckend, sprach er mit höhnisch gedämpfter Stimme: „Da haben Sie Recht! . . . Wär' ich ein Narr, wenn ich mir den Criminalrichter an den Hals lockte! Für Sie und Ihre Peitsche genügen noch meine bloßen Hände. Was mir nur einfiel! . . . Und was Ihnen einfällt! Gehen Sie doch zu Bett! Hier vor Thau und Tag werden sich der Herr Baron noch einen Schnupfen holen. Auch ein Hochzeitsgeschenk! Ich an Ihrer Stelle wüßte mir zur Zeit angenehmere Gesellschaft als die meinige. Hahaha! . . . Oder haben Sie ein Haar in der Suppe gefunden, das Ihnen den Appetit verdorben? Ha ha ha!“

Der Kerl schüttelte sich vor Lachen. Zum zweiten Mal schlug seine unverständliche Rede drohend an Althahns Empfinden. Der packte nun den Lachenden mit der Faust am Hemde und hielt ihn fest. Der andere ließ sich halten und lachte weiter.

„Mensch, wie kommst Du dazu, zweideutige Worte

gegen meine Frau auszusprechen? Wie kannst Du so etwas wagen?!“

„Zweideutig?!“ rief der Geschüttelte. „Was heißt zweideutig? Heißt das vielleicht so, wenn ein Mädchen zwei Liebhaber auf einmal hat oder doch so knapp hintereinander, daß der eine dem anderen die Thür in die Hand giebt? Dann hab' ich von Ihrer Frau Gemahlin zweideutig gesprochen. Bedaure. Aber 's ist so!“

„Was ist so?“ schrie der Freiherr und sah dabei aus, als wollten ihm die Augen aus dem Kopfe springen.

Hubert glotzte ihm staunend in's Gesicht.

„Rede!“ schloß Adalbert.

Und der Andere redete: „Stellen Sie sich nur so oder wissen Sie wirklich nicht, was die Spatzen auf dem Dache pfeifen, daß Ihre Frau Baronin die Geliebte eines Amerikaners war?“

Althahn hob statt jeder Antwort die Peitsche und wollte auf Hubert losschlagen. Der aber sprang abermals bei Seite und rief in der Gewißheit, seinen Gegner nunmehr mit Worten schwerer als mit Waffen zu verletzen: „Wozu Schläge? Was geht's mich an? Ich war damals der Diener des Herrn Roger Walcott, wie ich heute der Diener des Freiherrn von Althahn bin. Und wenn Sie mich todt niederschlagen,

so ändert das kein Jota an der Thatsache, daß ich vordem Ihre heutige Frau bei Nacht und Nebel meinem damaligen Herrn nachlaufen, ihm Besuche machen und mit ihm Spazierfahrten machen sah . . . zu Zweien . . . recht intim! Ach, es war rührend anzusehen, wie sehr sie sich liebten! . . . Fragen Sie doch die Frau Baronin selber erst und dann kommen Sie wieder mit Ihrer Peitsche!“

Dem guten Althahn war der Arm niedergesunken. Die Enthüllung kam so überraschend, so unerwartet, so entwaffnend, daß er einen Augenblick wie versteinert dastand. Nur einen Augenblick freilich. Aber den hatte der rachsüchtige Knecht benutzt, sich aus dem Staube zu machen.

Wie Adalbert sich in der nächsten Minute nach dem argen Menschen umsah, war dieser verschwunden. Nur seine freche Lache war noch zu hören.

Er ging davon auf Nimmerwiedersehen. Das konnte sich Althahn denken. Mocht' er seiner Strafe entlaufen! Was lag ihm an dem tollgewordenen Knecht! . . . Clementine!

Er faßte sein Haupt in die Hand. Er sah gegen Himmel und starrte den werdenden Tag an, der jetzt am Horizont den ersten grauen Schleier lüftete. Er besann sich . . . Roger Walcott! . . . Warum blieb

ihm der fremdartige Name sogleich vor dem Gedächtniß stehen?

Gewiß, er hatte denselben schon nennen hören. Aber niemals im Zusammenhang mit seinem Weibe!

Unsinn das Ganze! Unsinnige gemeine Verleumdung! Wie hat er nur einen einzigen Augenblick an also blödes, aus der Luft gegriffenes Zeug einen gläubigen Gedanken verschwenden mögen! Und in diesem Augenblick! Welche Narrheit!

Er fühlte Lust, sich selbst zu schlagen. Er warf die Peitsche von sich und rannte eiligst in's Haus zurück, als gält' es, die verlorenen Minuten einzuholen. Die Treppe hinauf, den Gang hinunter ... Da stand er wieder im Schlafzimmer und hielt sich aufathmend am Bette seiner Frau.

Welche Verrücktheit, nur einen Augenblick so holder Nähe zu versäumen!

Er stand da in hingebender Betrachtung seines schlummernden Glücks. Die Milchglasampel über dem Lager warf sanftes Licht auf diese schönen Züge, auf über das Kissen zerstreutes üppiges Haar, auf schlanken Hals und jugendliche Arme.

In ruhiger Regelmäßigkeit hob und senkte sich der sanfte Athem. Nur die Lippen zitterten zuweilen, als wäre das junge Weib mit der Sehnsucht nach

Küssen eingeschlafen und hielt sein Traum noch diese Sehnsucht fest, um mit keiner anderen zu erwachen.

Althahn schalt sich einen Verbrecher, weil er einen Augenblick an der Reinheit dieses Wesens hatte zweifeln können. Und mit einer Innigkeit, mit einer Andacht, mit einer Wonne, wie er sie nie gefühlt, breitete er die Arme über dem Kissen der Schlafenden aus und senkte sein Haupt und küßte sanft Clementinens Lippen.

Sein Kuß war so sachte, ihre Müdigkeit war so schwer, sie erwachte nicht von dem Hauche solch zarter Berührung.

Er aber hätte sie jetzt gern erweckt. Und da ihn diese Lippen auch im Schlaf entzückten, beugte sich Adalbert noch einmal über sie und küßte sie noch einmal auf den halboffenen Mund.

Clementine regte sich ein wenig. Ihre Augenlider schienen sich heben zu wollen, aber sie blieben zu. Nur die Wimpern zitterten. Nur die Lippen öffneten sich, wie wenn sie den flüchtigen Kuß verfolgen möchten. Dann seufzte sie tief auf und hauchte mit süßer, leiser Stimme:

„Roger!“

Adalbert von Althahn fuhr zurück. Er sah Clementinen noch einmal an. Sie schlief wieder fest. Die Sekunde halben Erwachens war nicht in ihr Bewußtsein getreten.

Sie hat nie darum gewußt, was sie in diesem unglückseligen Augenblick ihrem lauschenden Gatten bekannt hatte.

Bekannt? Wer weiß es! Vielleicht war es nur ein Rest alter Gewohnheit, der in der Bewußtlosigkeit einen Namen auf jene Lippen legte, welcher ihnen so lange geläufig geblieben war. Clementine dachte vielleicht nicht einmal im Schlaf an Roger Walcott; nur die Erinnerung an das Orgelspiel während der Trauung hatte einen Reflex auf ihre Nerven geworfen, und als man die Saite anschlug, tönte sie unwillkürlich: Roger.

Nicht immer geht der Mund davon über, wovon das Herz voll ist.

Wer hat nicht schon widersinnig geträumt und aus dem Schlaf unfaßliche Dinge herausgelallt! Gemeinhin träumt der Mensch nicht von den Dingen, mit welchen er sich den Tag über ernsthaft und emsig in Gedanken beschäftigt hat, sondern meist von solchen, die sein Denken nur gestreift haben.

Und wär' es auch anders, was bewiese denn ein Traum!

Adalbert von Althahn hätte zu jeder anderen Zeit über einen fremden Namen auf der Lippe seines schlafenden Weibes gelacht — heute, nach der widerwilligen Unterredung mit dem verleumderischen Knecht,

in dieser Minute verliebter Andacht und inbrünstigen Entzückens, warf ihn dies eine, sinnlos ausgehauchte Wort aus allen Himmeln und sein stürzendes Besinnen fand sich auf dem Boden einer gemeinen Wirklichkeit wieder, die ihn anekelte.

Er sah noch immer der Schlummernden auf die Lippen; aber es drängte ihn wie mit Armen von ihr weg. Er wich zurück vom Lager. Er knöpfte sich den Rock bis an den Hals zu und stellte sich an's Fenster, die Arme über der Brust verschränkend, mit erkälteten Blicken nach dem Weibe starrend, das, vor Kurzem noch so begehrenswerth, nunmehr jeden Liebreizes wie von unerbittlicher Hand entkleidet schien.

Das war nicht sein Weib, das war die Geliebte eines Fremden, die man ihm in sein Haus geschwatzt hatte!

In sein Haus?!

Mit einem Male that sich vor seinem Blick seine Lage auf mit einer grausamen Unerbittlichkeit, die ihm keinen freundlichen Gedanken lassen wollte. Alles hatte er hingegeben, seine Unabhängigkeit, seine Gewohnheit, seine Freuden, seine Freunde, seinen Besitz, um sich in eine lächerliche, vielleicht schandbare Situation einschachteln zu lassen, wo er mit dem Unbehagen zusammengekoppelt auf einer Scholle wohnen

mußte, die ihm seine Gläubiger, wann es ihnen beliebte, unter den Füßen wegziehen konnten!

Alles war ihm dennoch gut erschienen — um ihretwillen. Alles hatte er leichten Herzens auf sich genommen — um sie zu besitzen. Nun besaß er sie, und so schwer war sein Herz noch nie im Leben gewesen.

Er besaß sie, die mit dem Namen eines fremden Mannes auf den Lippen den Kuß in der Brautnacht erwiderte, derweil drunten im Hofe die Knechte über den Herrn spotteten, der eine gar wilde Katze im Sack gekauft hatte!

So marterte der thörichte Mann sich selbst. Hundertmal rief es in ihm: es kann nicht sein! es ist nichts bewiesen! Wecke sie auf, frage sie, laß sie schwören — und lisch mit Deiner Umarmung erdrückend alle Vergangenheit aus! . . . Er bracht' es nicht über sich.

Der trotzige Herrengeist, der von Kindesbeinen an in Adalbert sich hatte groß ziehen lassen, versagte ihm Gerechtigkeit und Besonnenheit. Er hatte sein Glück verspielt durch einen dummen Zufall, wie einer durch eine hölzerne Kugel, eine papierne Karte sein Vermögen verspielt. Le jeu est fait — rien ne va plus! . . . Verloren!

Was war da weiter als Gentleman zu machen, als eben gute Miene zum bösen Spiel.

Oder ... einen Strich durch die ganze Rechnung? Will sagen, eine Kugel vor den Kopf?

Adalbert sah nach der Wand, wo seine schönen Pistolen in malerischer Ordnung unter anderen Waffen hingen. Unsinniger Gedanke! sich in der Brautnacht erschießen, eine Fabel für die ganze Welt! Das wäre der Mühe nicht werth.

Ihn ärgerte, was er sah und was ihm einen Gedanken eingab. Er wollte nichts mehr sehen — die schlafende Frau am allerwenigsten. Er löschte das Licht in der Lampe über dem Bett und trat an das Fenster, das noch offen stand.

Er blickte hinaus in die graue Dämmerung. Die Kühle der scheidenden Nacht überschauerte ihn. Ueber den Bäumen drüben war's noch ganz still. Kein Ton eines Vogels war noch laut. Die Morgennebel zogen wie bewegte Finsterniß unter den Stämmen hin.

Aber das war nicht blos Nebel, was sich dort bewegte.

Eine Menschengestalt drückte sich vorsichtig unter den Bäumen dahin. Adalbert strengte seine Augen an. Er erkannte einen Menschen, der eine Mütze auf dem Kopf, ein Felleisen auf dem Rücken und ein Beil in der Hand trug.

Kein Zweifel, daß es Hubert war, der, nach keiner zweiten Unterredung mit dem Hausherrn lüstern, das Weite suchte.

Adalbert ballte die Faust. Es schien einen Augenblick, als wollt' er den fliehenden Knecht anrufen. Dann zuckte er die Achseln und sah ihm nicht einmal nach. Was lag an diesem Menschen noch, was an jedem anderen, was an der ganzen Welt!

Mochte der Bursche hingehen, wohin es ihn trieb! Mocht' er sein gelobtes Land Amerika erreichen!... Amerika! Seines Weibes Gedanken machten wohl auch des Oefteren diese Reise! Verdammt!

Er trat wieder vor ihr Lager. Er hätte sie erdrosseln mögen in ihrem verrätherischen Schlaf; aber nein, sie war ihm jetzt der Sünde nicht mehr werth.

Der erste Lichtschimmer ging vom Himmel her. Clementine wachte auf und staunte, ihren Gatten in den nämlichen Kleidern vor sich stehen zu sehen, in denen er sie kurz vor dem Einschlafen verlassen hatte.

„Adalbert!" rief sie, kaum ihren Augen trauend und in Scham und Verwunderung lächelnd.

Es schnitt ihm in die Seele, da er die Stimme wieder hörte. Es war dieselbe Stimme, die jetzt „Adalbert" rief und die vorhin „Roger" gerufen hatte.

Es kam ihn wie Ekel an. „Guten Morgen,

Clementine!" sprach er leichthin und ging aus der Stube.

Die junge Frau traf der gleichgiltige, fast verdrossene Ton dieser Worte wie ein Schlag aus heiterem Himmel. Was war das? Was hatte sie denn gethan? Was konnte ihn gekränkt haben?

Sie stützte die Hand unter das Haupt und den Ellenbogen in's Kissen und sann, und sann es doch nicht aus, warum ihr Gatte an diesem ersten Morgen also von ihr gegangen war. Und wie er immer und immer nicht wiederkam, fing sie an zu weinen, bitterlich zu weinen, weil sie gar so einsam war und nicht begriff warum. —

Derweilen ging der Gatte des einsamen Weibes ziellos in Hof und Scheunen herum, wie ein Gespenst, das vor Hahnenschrei keine Ruhe findet. Er stieß an dies Geräthe und rührte an jenes, schaute zu, wie die Pferde im Stall standen und die Scheite auf dem Herde lagen, dann ging er um das Haus herum und ließ sich die heiße Stirn von der Morgenluft kühlen.

Wer ihm gesagt hätte, daß sein heiliger Ehestand also beginnen würde.

Unter dem Fenster seines Schlafzimmers sah er zwei moosbewachsene Steine liegen und zwischen den Steinen langes Gras und zwischen dem Grase licht-

blaue und gelbe Blümlein stehen, die im Frühwinde zitterten.

Es war sonst nicht des Freiherrn Art, Blumen zu pflücken; diesmal aber kam ihn die Lust dazu an. Er raufte sich etliche der schlichten Pflänzchen ab und legte sie wie zum Gedächtniß dieser unseligen Stunde in sein Taschenbuch.

Ob er es auch lange vermied, er konnte doch endlich nicht umhin, dem Weibe, das ihn suchte, zu begegnen. Clementine bat mit feuchten Augen und dringenden Worten um Erklärung also seltsamen Benehmens. Er aber war heute nicht in der mittheilsamen Laune, er half sich mit halben Redensarten und schüttelte sie ab, sobald es anging.

Die arme Frau ließ es dabei nicht bewenden und, ehe der Tag zu Abend wurde, stand Adalbert ihr eben doch Rede und sie wußte um das Gespräch mit dem Knechte Hubert.

Sie durfte sich billig darüber verwundern, daß ihr Eheherr, daß gerade ein so flotter Geselle, wie Adalbert von Althahn, ihr als Verbrechen anrechnete, weil ihr Herz schon für einen Anderen empfunden, ehe sie ihn gesehen hatte.

Daß sie selbst in unbewußtem Ausruf dem schlimmsten Verdacht so starke Nahrung gegeben hatte, auch

dieses ihr zu sagen, brachte Adalbert freilich nicht über sein gekränktes Herz.

Aber da sie ihm an natürlichem Verstand und an Gewandtheit des Wortes weit überlegen war, so stimmte sie ihn nach und nach durch Betheuerungen und Auseinandersetzungen doch soweit um, daß er ihr in der Stille die meisten und schwersten seiner Vorwürfe wieder abbat.

Hier zum ersten Male versuchte sie es, einem aufmerksamen Zuhörer die Geschichte ihres Lebens zu erzählen und mit Bedacht und Vorsicht durch diese Erzählung auf ein erregtes Gemüth zu wirken.

Wahrscheinlich weil sie diesen Versuch zum ersten Mal machte, gelang er ihr noch nicht ganz, aber er gelang ihr zum großen Theil.

Althahn und Clementine gaben sich wiederholte Mühe, sich ehrlich in einander zu schicken, und wer sie heimsuchte, meinte, sie sicher im Schooße des Glückes sitzend zu finden.

Allein der alte Satz, daß das Glück der Ehe in den ersten vierundzwanzig Stunden begründet werde, bewies seine Wahrheit auch hier. Der Akkord, der in jenem ersten Alleinsein der beiden Gatten angeschlagen worden, gab die Grundtonart, in der trotz allerhand freundlicher Abweichungen das ganze Stück zu Ende gespielt wurde.

Althahn wollte ja gern glauben, daß er ein recht hübsches und recht schneidiges, dazu ein häusliches und liebenswürdiges Weib heimgeführt habe. Er unterhielt sich in manchen Stunden sehr gut mit ihr und bewunderte sie sogar des öfteren nach Gebühr. Aber er mußte nachgerade doch sagen, daß er eben auch ein Weib wie andere mehr genommen und, da er noch zu wählen gehabt, vielleicht manch eine ausgeschlagen habe, die mehr werth gewesen war, als seine Clementine.

Althahn hatte damals in seiner Braut etwas ganz Außerordentliches, etwas wie ein Wunder, etwas wie eine Heilige erblickt — und nun war der Heiligenschein von ihr genommen. Ein rachsüchtiger Knecht hatte ihn mit roher Hand zerbrochen. — Clementine hatte sämmtliche Beweggründe, welche Hubert zu solcher Verleumdung, wie sie es nannte, getrieben, klar darlegen können, und Althahn ihr die Versicherung gegeben, daß er ihrer Erzählung vollen Glauben schenkte. All gut — aber der Heiligenschein war eben doch weg.

Und daß dem so war, mußte eine feinfühlige Frau wie Clementine wollend oder nicht merken.

Sie härmte sich zuweilen und fand sich mit Seufzen in die gemeine Wahrnehmung, daß der Ehestand nicht alle Rosen trage, welche die liebe dumme Jugend

in ihm zu brechen hofft. Etwas mehr Freude wäre der Armen wohl zu wünschen gewesen.

Nun war's, als ob all der viele Gram und die mächtige Aufregung, die sie in dem Jahre vor ihrer Vermählung durchgemacht hatte und die umsonst auf Entschädigung warteten, sich an ihrem Körper rächten. Clementine kränkelte, sie magerte ab, ihre Züge wurden spitz und ihre Augen hart. Sie schien vor der Zeit zu verblühen. Und Althahn, der sie zuweilen mit recht ernüchterten Augen betrachtete, fand, daß ihr der Ehestand nicht zum Guten anschlüge und daß sie ihn heute, wenn sie ihm so zum ersten Male begegnete, trotz Heirathsvermittler und Vater nicht mehr zu einem dummen Streich begeistern könnte.

Ach, es war auch an dem Einen genug für sein ganzes Leben. Die Folgen ließen sich jetzt nur zu oft empfinden.

Seine Wirthschaft ging zurück. Seine Verbesserungen schlugen zwar zum Theil gut ein. Aber es ist geringe Freude dabei, nur für seine Gläubiger zu arbeiten.

Vater Fabian, dem sich die verheirathete Tochter immer mehr und mehr entfremdete, war jetzt weniger als je geneigt, für Anderer Bequemlichkeit seine Taschen umzukehren. Daß die Ehe noch immer kinderlos blieb, verdroß ihn überdies.

Am Geburtstag eines Enkels, in dem er ein richtiges Ebenbild des von ihm so hoch geschätzten Großvaters zu erhalten hoffte, hätte er vielleicht ein Außerordentliches an Großmuth geleistet. Aber der Enkel erschien nicht.

Althahn, der Zeit genug fand, über sein Schicksal nachzudenken, war seinem Schwiegervater nicht hold. Er haßte ihn geradezu und vermied es, so gut es ging, mit ihm zu verkehren.

Er verkehrte überhaupt mit wenigen Menschen und galt in der Umgegend nunmehr als ein stolzer, mürrischer, unbehaglicher Herr, der allzusehr auf seinen Vortheil erpicht war und seinen Nebenmenschen nicht allzuwohl wollte.

Er hatte die Freude an seinem Gute, die Freude an seinem Weibe und ein gut Theil der Freude am ganzen Leben verloren. Er sagte sich des Tages immer öfter, daß er einen durchaus verkehrten Weg eingeschlagen habe; nun aber war auf dem eingeschlagenen kein Umkehren mehr.

Ein und anderes Mal freilich, wenn ihm daheim die Hölle zu heiß wurde, nahm er plötzlich Urlaub von seiner Frau und fuhr gen Polen in die alte Heimath, wo er dereinst — war's denn so lange her, wie ihm jetzt scheinen wollte! — ein so herrlicher, lebensfrischer, beneidenswerther Jungherr gewesen war.

Da jubelten ihm die alten Kumpane zu. Da gab's noch ein Aufleben und Aufjauchzen und der Adalbert von ehedem war noch immer da.

Aber der Althahn von ehedem blieb nicht und er ließ sich nicht mit nach Hause nehmen. Trauriger, als selbst seine tollen Genossen es billigen mochten, riß er sich von ihnen los und je näher er dem nunmehrigen Heimwesen und seiner besseren Hälfte kam, desto mehr schrumpfte er auf den griesgrämigen, sauertöpfischen Althahn zusammen, der an Nichts mehr volle Freude hatte.

Clementine, die sich in seiner Abwesenheit immer von Neuem vorgenommen hatte, in ihrer Ehe recht glücklich zu sein, empfing den Gatten mit erfrischten Gefühlen. Clementine hätte mit Freuden jedes Opfer gebracht, wenn sie damit vor sich selbst die Rechtfertigung ihrer Lebensführung erreichen, wenn sie damit die Probe auf ihre Rechnung erhalten und sich hätte sagen können: ja doch, ich habe Liebe gelogen, Eide gebrochen und Treue verrathen, aber ich bin glücklich geworden, also habe ich im dunklen Triebe mädchenhaften Suchens endlich doch das Richtige und den Mann gefunden, der mir bestimmt war. Clementine hätte jede Unbill, hätte Heftigkeit und Rohheit, Zurücksetzung und Kränkung willig, nicht nur mit Geduld, sondern gleich ihrer Mutter mit einer

gewissen Andacht ertragen, wäre ihr dafür und daneben nur irgend etwas wie ein häusliches Glück geworden. Aber nicht einmal eine haltbare Lüge war aufzubringen, die zu solcher Selbsttäuschung ausreichte.

Wenn ihr Gatte, ob von der Reise oder vom Felde, mit seitabschweifendem Blick, den Mund zu einem mißliebigen Scherze verzogen, die Faust im Sack, heimkehrte — es wäre dem eingefleischtesten Schönfärber nicht möglich gewesen, in ihm einen Glücklichen zu sehen, geschweige gar einen, der glücklich machte.

So blieb der darbenden jungen Frau nichts übrig, als sich zur anderen Seite, zur Wahrheit ihrer Lage zu bekennen. Sie that's nicht gerne, nicht leicht, nicht voreilig. Irgend etwas muß der Mensch empfinden und, da ihr jede Selbsttäuschung versagt war, so konnte sie nicht umhin, sich sehr arm an Freuden, elend und vereinsamt zu erachten.

Sie mußte daran denken, wie Alles gekommen war. Sie warf die Schuld — wer wirft sie ganz und gar auf sich selbst — auf Vater und Mutter. Entfremdet war sie ihnen lange schon. Wenn nun die Blutsverwandten sich ihr näherten, war ihr zu Muth, als wendete sich ihr das Herz im Busen um. Sagte sie sich doch auch, daß ihr Gatte sich anders

befinden und gehaben würde, wenn Curt Caspar Fabian ein anderer wäre.

Dem armen Althahn konnte sie nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Es lag in ihrer Art, den, welcher sie mißhandelte oder geringschätzte, zu lieben. Und wenn nicht Althahn, wen hätte sie denn lieben sollen! Es war kein anderer da. Ueberdies sprach ein dunkles Gefühl zu ihr, daß sie den Mann noch weit unglücklicher gemacht habe, als er sie machte.

Sie hegte noch immer die Hoffnung, daß eines schönen Tages etwas ganz Unerwartetes geschehen müsse, was ihr Adalberts Herz von Neuem aufschließen und mit einem neuen Leben ein frisches Glück und eine bessere Zukunft bringen werde.

Nun, etwas Unerwartetes geschah auch. Aber erfreulich trat es nicht ein. Kein neues Leben bracht' es mit, wie es Clementine so oft vom guten Gott ihrer Mutter erfleht hatte, sondern einen todten Mann, mit dem nun alle Hoffnungen ausgelöscht waren, die irgend Jemand auf ihn hätte setzen können.

Adalbert von Althahn war auf der Jagd verunglückt. Sie trugen ihn todt vom Platze weg. Die Einen versicherten, sein eigenes Gewehr hätte sich zur unrechten Zeit wider seinen Willen entladen, die Anderen gaben zu verstehen, ein ungeschickter Nachbar hätte in strafwürdigem Leichtsinn den verhängniß-

vollen Schuß abgegeben, der einem guten Freunde das Leben kosten sollte. Und da jede von beiden Parteien auf ihrer Ansicht steif und fest beharrte, so fehlte es bald nicht an einer dritten, die wenn auch minder laut als jene die Behauptung aufstellte, Adalbert von Althahn sei mit freiem Willen und eigener Hand aus zerrütteten Verhältnissen und aus einer unglücklichen Ehe geschieden.

Diese Behauptung hatte jedoch wenig äußere Glaubwürdigkeit für sich. Diejenigen, welche sie aussprachen, waren meist Leute, die an der Jagd gar nicht selber betheiligt gewesen waren und den Anderen gern etwas anhingen. Von den Augenzeugen bekannte sich keiner zu dieser Anschauung, wenn auch der eine oder der andere zugab, daß sie schlechterdings nicht begriffen, wie das Unheil sich zugetragen habe.

Wie immer dem gewesen sein mochte, eines war klar und blieb gewiß, Althahn war todt und Clementine war Wittwe.

Dies Mißgeschick ergriff sie hart. Wie wenig Glück sie auch von ihrem Gatten genossen hatte, sie glaubte nun erst recht, daß er bei längerem Leben und besserer Erkenntniß sich früher oder später ganz und von Herzen zu ihr bekehrt, und dann ein neues Dasein begonnen haben würde, um dessen Verwirk-

lichung sie nur der voreilige Tod des armen Mannes gebracht habe.

Schwer war ihr Kummer und reichlich flossen ihre Thränen, wie sie nun wieder in dem engen Kirchlein im Gestühle saß und beim Aushallen der Orgelpfeifen schwarzgekleidete Männer einen Sarg abräumten und vor die Thür trugen.

Menschen und Schicksal hatten grausam mit Clementinen gespielt. Sie hatte sich heute nicht mehr anzuklagen. Sie wiederholte sich, daß Althahn um ihretwillen nicht sterben mußte. Sie hätte sich so gern von ihm glücklich machen lassen. Mit etwas gutem Willen wär' es ihm leicht geworden. Wie viel sie selbst an allem Unheil Schuld war, davon wollte sie jetzt Nichts wissen.

Ein bitteres Gefühl zog zur selbigen Stunde in ihr Herz.

Sie zuckte zusammen, als Vater und Mutter sie tröstlich anredeten.

Das war nun wieder ihre alleinige Familie! Sie wußte, daß sie nun wieder von jenen abhängen würde und mehr und empfindlicher denn je zuvor.

Diese Besorgniß täuschte Clementinen nicht. Im ersten Monat ihrer Trauer ließ zwar alle Welt sie unbehelligt. Aber schon im zweiten machte der eigene Vater ihr begreiflich, wie die Verhältnisse, in denen

der selige Gatte sie zurückgelassen habe, nicht darnach angethan seien, daß sie ohne andere Sorgen, als den Kummer um den Verlorenen zu pflegen, auf ihrem Gute weiterleben könnte. In so verwickelten Angelegenheiten müßte ein umsichtiger, thatkräftiger, sachverständiger Mann eingreifen, wenn ihr der schöne Besitz erhalten und eine würdige Zukunft gesichert werden sollte.

Wer verband diese drei nothwendigen Eigenschaften augenscheinlicher in seiner Person als der gewichtige Curt Caspar Fabian! Es verstand sich also bei ihm und nach einem verzeihlich langen Seufzer auch bei Clementinen von selbst, daß der Vater die Sache in die Hand nahm. Und da die Sache eine in der That verwickelte war, welche Einsehen, Zeit und Mühe reichlich erheischte, so verstand es sich ferner von selbst, daß Curt Caspar das kleine Gut seinem großjährigen Sohne zur Bewirthschaftung übertrug und sich in eigener Person auf dem großen ehemals Boppel'schen, nunmehr Freiherrlich Althahn'schen Grundbesitz häuslich niederließ, um von diesem Mittelpunkt aus alle Fäden des wirren Gespinnstes in der Hand zu halten.

Clementine machte so jene herbe Erfahrung durch, wie erniedrigend es sich fühlt, wieder in die Vormundschaft und Abhängigkeit der Eltern zurückzukehren,

nachdem man schon einmal und jahrelang sein eigener Herr gewesen ist.

Schon um die Nothwendigkeit der neuen Einrichtung ja nicht übersehen zu lassen, konnte Fabian seiner Tochter die Wissenschaft nicht ersparen, wie leichtsinnig ihr Gatte in allerhand Verhältnissen sich gebärdet, wie wenig er den glänzenden Vorurtheilen, die man von ihm gehegt, entsprochen und wie gottsträflich er mit seinem eigenen Besitz und dem Gelde seiner Gläubiger umgegangen sei.

Daß unter diesen Gläubigern als einer der meist betheiligten sein eigener Schwiegervater figurirte, auch dies brauchte der Wittwe nicht länger Geheimniß zu bleiben, und um so weniger, als sie ein und anderes Mal Miene machte, sich gegen eine ebenso heilsame als nothwendige Vormundschaft aufzulehnen.

Jeder Tag schien der armen Frau von Althahn neue Verdrießlichkeiten zu bringen. Dagegen fühlte sich Curt Caspar Fabian, der von früh bis spät mit Verwalten, Berechnen, Ausgleichen und Projektemachen Kopf und Hände voll hatte, so recht als großer Grundbesitzer und bekam von seiner Umsicht und Thatkraft eine so hohe Meinung, daß jeder Widerspruch gefährlich wurde und unter seinen Augen alle Mitmenschen wie unter Thurmeshöhe auf ein sehr niedriges Maß zusammenschrumpften.

Daß unter all' diesen Umständen das Zusammenleben mit ihm für Clementinen immer unerfreulicher wurde, versteht sich leicht.

Sie zog sich in ein abgelegenes Stübchen zurück und vermied es, so viel wie möglich, mit Menschen zu verkehren, die nur laute oder stille Vorwürfe für sie hatten, deren Anwesenheit, Geschäftigkeit und Schweigen schon für sie und den Verstorbenen ein Vorwurf war.

Mit dem Wunsche verlor sie die Fähigkeit, mit ihren Nebenmenschen zu verkehren. Sie lebte in ihrem Erkerstübchen nicht anders als eine freiwillige Gefangene.

Kein Wunder, daß dies Erkranken der Seele auch ein Erkranken des Leibes zur Folge hatte.

Nach Monaten stillen Grämens und Hinsiechens, das allen ärztlichen Sorgen widerstrebte, kam man auf den Einfall, Clementinen in ein Bad zu schicken, von dessen Heilkräften gerade damals allenthalben die Rede war.

Die Leidende faßte den Rath nur von der einen Seite auf, daß sie einige Monate wieder allein und frei sein werde, und dies genügte ihr, die sonst jedem Zuspruch taub blieb, um den Vorschlag rasch zu ergreifen. Sie stellte dabei nur die eine Bedingung, daß sie ohne Begleitung reisen und während ihrer

Kur weder von Verwandten noch Freunden Besuch empfangen werde.

Da die Aerzte diese Bedingung bei ihrem leidenden Zustande ganz einleuchtend fanden und schon damit zufrieden waren, sie in andere Luft und in andere Umgebung zu bringen, so ward die Sache auch dem despotischen Curt Caspar mundgerecht gemacht und an einem frühen Morgen fuhr die Einsame, wohl verwahrt und ausgerüstet, über den großen Brückenbau, den sie vor Jahren hatte entstehen sehen, hinaus in die Welt.

Die großen Augen schauten aus einem blassen abgemagerten Gesicht mit gleichgiltigen Blicken auf die grünen Bäume des schwindenden Parkes hinab. Die Heimath blieb zurück. Die Vergangenheit mit ihr. Clementinens bisheriges Leben war bei den schönsten Anlagen ein verpfuschtes. Verpfuscht durch eigene wie durch fremde Schuld. Sie hatte es zu schwer gebüßt, um sich darüber noch zu täuschen.

Ob die Zukunft sie für die Vergangenheit schadlos halten werde, ob die Zukunft noch ein anderes Glück für sie im Schooße trage, darnach fragte die Ausfahrende heute noch nicht. Ihre Sinne waren stumpf und Ekel füllte ihre Seele. Der kurze unerfreuliche Ehestand hatte gerade dazu hingereicht, ihr die Illusionen zu zerstören, welche die Mädchenseele

so reichlich über sein verschleiertes Bild gezogen hatte. Die Schleier waren zerrissen, die Ideale zerronnen, die Bilder entweiht und der Nachgeschmack, den ihre traurigen Erfahrungen hinterließen, war bitter und abschreckend.

Ruhe und Stille! weiter wünschte sie sich nichts mehr.

Aber Ruhe und Stille sind heilsame, ja wunderthätige Arzeneien.

Zunächst genas ihr Leib.

Wie nach langem Winterschlaf die abgestorbene Pflanze sich oft zu unerwartetem Blühen erhebt und in schönerem Schmucke prangt, als je vorher gesehen worden, so verwand in stillem Alleinsein, in geflissentlicher Abgeschiedenheit von jeder Störung und Aufregung, in einem nur physischer Pflege gewidmetem Weiterleben ein Menschenkind die äußerlichen Folgen überraschender Unglücksfälle und blühte, so welk und abgehärmt und verdrießlich es geworden war, langsam aber siegreich zu neuer Fülle, zu frischen Farben, zu einer zweiten Jugend und Schönheit heran, die den Augen Aller wohlgefälliger erschien, als je die verführerische erste gewesen war.

Man hatte sich daheim bereits daran gewöhnt, Clementinen, die sich stolz und übellaunig von allem Menschenverkehr zurückhielt, gewähren zu lassen, und

so war die eigentliche Hausfrau nirgends weniger beachtet worden, als auf ihrem eigenen Gutshofe.

Bei ihrer Rückkehr aus der Fremde bekränzte man wohl die Thürpfosten, stellte zum ersten Mittagessen eine bessere Sorte Wein auf den Tisch und lud für den Abend den Pastor zum Whistspielen ein — das war aber auch Alles. Schon am anderen Tage ging Wesen und Wirthschaft im gewohnten alltäglichen Geleise unangefochten weiter, als ob Clementine noch gar nicht da und Curt Caspar Fabian der erbgesessene Grundherr wäre, der allein zu gebieten hätte.

In begreiflicher Erbitterung, ebenso gelangweilt als gekränkt, sehnte die Wittwe lange Monate hindurch die sonnigen Wochen herbei, wo sie den Flug in's Weite wieder wagen und dem verhaßten Heimwesen den Rücken kehren durfte.

Der Vater sah wohl, daß seiner Tochter solche Fahrten in die Freiheit gut bekamen; er blinzelte die Heimkehrende jedesmal mit einer gewissen väterlichen Zufriedenheit an und verhehlte sich nicht, daß die Baronin wieder recht hübsch und begehrenswerth aussah; im Uebrigen paßten aber diese monatelangen Reisen und Badekuren durchaus nicht in seinen Kram. Er hatte gern seine Familie vollständig um sich. Und da sich sein Sohn Curt mit irgend einer wohlhaben-

den, wenn auch nicht just anmuthigen Bürgertochter verheirathet hatte und seitdem erst recht an seinen eigenen kleinen Hof gefesselt blieb, mocht' er die Tochter um so weniger von sich lassen, wenn schon ihre Anwesenheit auf dem Gute Niemand besondere Freude machte und ihr selber die allergeringste.

Fabian wollte von neuen Ausflügen nichts weiter hören. Er ward immer mürrischer und wunderlicher, immer herrischer und jähzorniger — bis er eines Tages, von einem Schlaganfall betroffen, jählings aufgab, was er an Geist besaß.

Er hatte den Wahn, ein großer Grundbesitzer zu sein, bis an sein Ende festgehalten. Nach seinem Tode war seiner Frau und Kinder Erbe in dieser von ihm so beliebten Form freilich nicht länger zu bewahren.

Curt war schon mit dem kleinen Gut abgefunden worden. Er blieb auch darauf sitzen, wie ihn der Vater bei Lebzeiten eingesetzt hatte, und wirthschaftete schlecht und recht weiter, ohne sich viel um Andere zu kümmern, die nicht mit ihm aus einer Schüssel aßen.

Das große Gut, welches vormals Boppel gehört hatte, mußte neuerdings zu Verkauf gestellt werden. Die Gläubiger des seligen Althahn und des seligen Fabian wurden befriedigt, und was von alle dem

übrig blieb, war zwar kein bedeutendes Vermögen, aber immerhin eines, welches den beiden hinterlasse-nen Frauen bei mäßigen Ansprüchen ein genügendes Auskommen sicherte.

Fabians Wittwe siedelte in ein kleines Haus über, welches ihr im nahen Städtchen schon seit längerer Zeit gehörte, brachte jedoch die meiste Zeit auf dem alten Hofe bei ihrem Liebling Curt hin, dessen Kinder sie wiegte, wusch und verzog. Mit befriedigender Genugthuung sah sie tagtäglich auf das gutmüthige Frauchen, auf das untergeordnete Wesen herab, das ihr demüthig die erste Stelle im Herzen des Gatten und das erste Wort im Haushalt überließ, und Curt fand sich auch am wohlsten dabei, wenn zwei Frauen um sein Gedeihen und seine Bequemlichkeit sorgten, mochten sie in allen anderen Stücken mit einander fertig werden, wie sie konnten.

Clementine richtete sich in dem nämlichen Hause, das die Mutter bezogen hatte, ein kleines Quartier ein. Dort brachte sie schicksam unter, was sie von fahrender Habe aus dem Schiffbruch ihres Heimwe-sens zu retten für gut genug befunden hatte, sagte dem Rest ihrer Sippschaft Ade, schloß ab und ging auf Reisen.

Die stille Frau lebte von nun an ganz der Pflege ihrer angegriffenen Gesundheit und das mit einem

eigensinnigen Egoismus, der jede Anfechtung ausschloß und jede Gelegenheit, sich durch anderer Menschen Schicksal und Beziehungen anstecken oder auch nur anregen zu lassen, vermied.

Sie meinte genug gelitten zu haben, um ganz sich selbst leben zu dürfen. Die Menschen waren ihr ein Gegenstand des Hasses und der Furcht. Sie wollte nichts weiter von ihnen erfahren. Was sie von ihnen erfahren müssen, hatte sie an den Rand alles Elends gebracht. Auch das Gute, das Beseligende, das Unvergeßliche war ihr zum Schaden ausgeschlagen. Von denen, die sie geliebt hatten, war ihr das Aergste geschehen. Nicht einmal ein kleines, hausbackenes, dürftiges Glück hatte bei ihr gedeihen mögen. Ihr war aller Menschenverkehr schlimm bekommen. So meinte sie, Gott habe sie einsam wissen wollen. Sie hielt sich für eins jener wunderlichen Thiere, die abseits der Heerde gehen. Sie scheute vor ihres Gleichen und lebte nun so dahin, mit sich allein, für sich allein.

Das Thun und Treiben in jenen großen Badeorten, die ein kosmopolitisches Völkchen wohlhabender Leute heimsucht, welche verschiedene Sprachen reden, verschiedenen Sitten ungestört nachhängen und nur Bekanntschaften auf Dauer der Kur abschließen, paßte zu Clementinens Neigungen vortrefflich.

Sie vergnügte sich am Anblick bunt wechselnder Erscheinungen; sie studirte Kleidung und Behang der großen und der halben Welt und deren wechselnde Moden; sie ging durch's Gewühl, ohne sich um eine Menschenseele zu kümmern; sie zog sich zurück, sobald die Laune sie dazu anfocht; sie erinnerte sich nicht, wer sich Tags zuvor in ihre Nähe gewagt, und hatte im Abhalten, Abwehren und Abfertigen gutmüthiger Zumuthungen sowohl als auch dreister Zudringlichkeiten eine rücksichtslose Virtuosität erlangt, welche sie schirmend durch die Welt geleitete. Sie ward von einer bewußten Sicherheit, daß sie nunmehr ohne Sorgen allein über Meer oder durch die Wüste gereist wäre, vorausgesetzt, daß es sich der Mühe lohnte und ihre Gesundheit dadurch gekräftigt würde. Sie hielt sich jetzt in ihrer Weise für bevorzugt und glaubte gewiß, daß sie ein Wesen wäre, das im Feuer nicht brennte und unter der Traufe nicht naß würde.

Ihre Abneigung gegen Menschenverkehr ging so weit, daß sie nach den ersten unbequemen Erfahrungen auch keine Gesellschafterin oder Dienerin mehr mit sich führte. Eine Erscheinung wie Clementine fiel den Menschen auf; man quälte sich, hinter ihre allenfallsigen Geheimnisse zu gerathen, und das gutmüthigste Frauenzimmer, mochte man es auch wo

immer erst auf der Reise aufgelesen haben, war doch nicht gegen alle Bestechungen oder liebenswürdigen Zumuthungen gepanzert und gab, wenn es nichts zu geben hatte, was es wußte, irgend eine Antwort, die man glaubte. Solcherlei Erfindungen, oft schlimmer als die Wahrheit, verleideten der Einsamen alle Begleitschaft.

Sie reiste darum allein, lebte auf eigene Faust, ging, wohin es ihr beliebte, blieb, wo es ihr gefiel, und so lang, als man sie unbehelligt ließ, und führte, wie unter einer Glasglocke des Egoismus geborgen, ein Dasein zwar ohne große Freuden, jedoch auch ohne große Schmerzen, mit sich beschlossen, abhold aller Welt.

Einsamkeit ist die Mutter mächtiger Entschlüsse, großer Werke, großer Thaten; aber nicht Vielen ward die Schickung, Großes zu vollbringen, und gemeinhin ist der Mensch nun einmal ein Herdenthier. Einsiedler entarten. Wer sich von seines Gleichen trennt, hat kaum Gelegenheit, gut zu sein, und mag darum leicht böse werden. Hütet Euch vor den Einsamen! Ob sie auf einer Heiligensäule in der Wüste

oder auf einem Thron oder mitten im Gewühle der von ihnen verabscheuten Welt leben. Wer da glaubt, seines Gleichen nicht mehr zu bedürfen, der liebt auch seines Gleichen nicht mehr und verlernt gern jede, auch die billigste Rücksicht.

Freilich, es ist dafür gesorgt, daß auch diese Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Wir haben Clementine von Althahn gesehen, wohlgelaunt und ungerührt durch staunende Menschengruppen hindurch schreiten, mit königlicher Sicherheit, mit dem unanfechtbaren Gleichmuth des Philosophen, über bewundernde Blicke, über entbrennende Herzen hinweggehen, schön, kalt und sicher, wie kaum ihres Gleichen eine.

Sie war, wie sie war, ein Produkt ihres Charakters und ihrer Schicksale. Ein bischen mehr Seelenstärke hätte sie vielleicht zur glücklichen Frau eines bedeutenden Mannes gemacht und sie auf die Höhen des Lebens gestellt. Aber als dies verspielt worden war, nur ein bischen mehr Glück und sie hätte den armen Althahn für die leibhaftige Fortsetzung Roger Walcott's genommen und wär' in Freuden und Leiden der Alltäglichkeit in einer stillen Ecke der Provinz ein glucksend Brutmütterchen wie andere mehr und ihre Mutter auch geworden — auch dies noch ein beneidenswerthes Loos!

Nun war sie die Einsame, die sich einbildete, dem Gesetze der Menschheit zum Trotz, anders als Andere, ihren Weg zu gehen und ohne Gefühle leben zu können.

Aber ohne Gefühle lebt kein Mensch und, wo die anderen Empfindungen zum Schweigen verurtheilt werden, kommt eine doch über alle anderen empor und macht sich zum alleinigen Herrn des Hauses, und wenn es auch nicht so scheint, es geht doch Alles nach der Einen Neigung und Befehl; es ist nicht Haß, es ist nicht Liebe und ist doch ein herrisches, Leben bestimmmendes Gefühl und heißt der Neid.

Die Liebe aus Neid — Wir haben im Eingang dies Bild gesehen. Die Liebe lebt von Allem. Und vom Neide viel öfter als man glaubt.

Der Neid sagt: sie sind alle des Todes würdig, nicht aber Deines Ansehens; Du sollst sie hassen! Und was daraus entsteht, ist doch oft die Liebe.

Eine Liebe nagend und brennend und leuchtend, wie anders erzeugte auch.

Und also ward es auch der Einsamen nicht erspart, im Feuer zu brennen und zu glühen, ob sie wollte oder nicht.

Es kam so ab und zu trotz aller Wehr und Stärke wie mit Naturgewalt über sie. Sie meinte immer wieder einmal, jetzt endlich habe ihr Schicksals=

stündchen geschlagen; aber kaum daß die Glocke ausgeschlagen hatte, war auch das Feuer meist schon wieder ausgetreten und die Vergangenheit legte eine kalte Hand an ihr Herz, und ihr verschüchtertes Denken fragte sich, ob ihr denn überhaupt noch Besseres gedeihen könnte hienieden, als Selbstsucht und Einsamkeit.

Die Neigung zu Feodor Gaspari war die erste nicht, die ihr also in der Fremde angeflogen war.

Nicht die erste — wahrscheinlich auch nicht die letzte. Aber wie sie entstanden und vergingen, glichen sie einander, wie Kinder eines Vaters und einer Mutter. Wohlverstanden, nicht etwa die Menschen, welche in diesen verschiedenen Geschichten mitspielten, trugen die gleichen Züge, sondern die Ereignisse verliefen mit einer merkwürdigen Aehnlichkeit und alle nach dem Urbilde jenes ersten und wichtigsten Erlebnisses, welches hier in Clementinens Geschichte dargestellt worden ist.

Die Erfahrungen dieser Frau vollzogen sich gleichsam in spiralischer Form. Nach einer leichten Wendung kehrten sie immer wieder, wenn auch in erhöhter Weise, an dieselbe Stelle zurück und schweiften ebenso wieder von ihr ab.

Nach längerem oder kürzerem Widerstreben gestand Clementine sich in einer peinlichen Selbstschau, daß

ihr Herz getroffen sei. Getroffen von der Liebe zu einem Manne, der sich bereits einem anderen weiblichen Wesen mehr oder weniger angelobt hatte. Nach einem weiteren Seelenkampfe von ziemlichem Kraftaufwand erkannte die Einsame, daß ihr bisheriges Leben verfehlt und nur in dieses einen Mannes Neigung für sie noch Heil und Glück und Entschädigung für alle vergangenen Leiden und Enttäuschungen zu finden sei. Genug der stummen Qual! Alle Rücksichten von sich schleudernd, alle Ansprüche der Anderen mit Füßen tretend, ging sie auf dies eine Ziel los, und hatte sie's erfaßt und hielt sie's in nächster Nähe vor ihr prüfendes Auge, so fand sie ein über's andere Mal, daß es dem einst Verlorenen nicht zu vergleichen und der Mühe, die sie sich darum gegeben, nicht werth sei.

In der Regel trat die Ernüchterung alsbald nach dem immer denkwürdigen Tag ein, an welchem es Clementine für angemessen erachtete, dem entzückten Liebhaber ihre Geschichte mitzutheilen.

Der ohnehin zur höchsten Andacht gestimmte Hörer ward durch so wundersame, von so verführerischem Geiste vorgetragene Ereignisse nur noch mehr für den Gegenstand dieser rührenden Abenteuer entzückt. Er schwur bei allen Göttern Clementinens und der Liebe, sie für die Unbilden und Entbehrungen der

Vergangenheit schadlos zu halten und mit Einsatz seines ganzen Lebens sie endlich und endgiltig glücklich zu machen.

Da nun diesen ebenso begreiflichen als bedenklichen Vorsatz einer wie der andere so ziemlich mit der nämlichen Erregung, fast mit denselben Worten und mit ähnlichen Folgerungen für den nächsten Augenblick vorbrachte, so fing die Frau unwillkürlich an den heutigen Redner mit dem vom vergangenen Jahre zu vergleichen und dann mit irgend einem anderen Vorgänger, an welchen er mehr als dieser oder jener erinnerte, und endlich mit der ganzen Vergangenheit, gegen die er nothwendiger Weise den Kürzeren ziehen mußte, und der er in diesem kritischen Augenblick bereits selber angehörte, ohne es zu wissen.

Ihr selbst that es dabei die Erinnerung an das eben Erzählte, vordem Erlebte jedesmal so sehr an im Gemüthe, daß der gegenwärtige Verlust zu dem früheren in gar keinen Betracht kam. Wer einen Roger Walcott verloren und einen Adalbert von Althahn begraben und diesen geliebten Schatten so manchen mehr oder weniger unwürdigen Sterblichen nachgeopfert hatte, der machte mit dem jüngsten dieser Männer, welche sich wie Motten zur verzehrenden Flamme ihrer Schönheit drängten, wenig Umstände.

Sobald einer vollends Rechte zu haben glaubte, war er in Clementinens Augen ein verlorener Mann.

Sie zog sich aus der Sache zurück, wie ein Spieler, mag er während des Spieles noch so sehr sich erhitzt haben, von einer gewonnenen Partie aufsteht. Die Gegnerin war geschlagen, der Partner in ihren Händen und sie selber ohne alle Lust, das Treiben, welches sie ein Weilchen unterhalten und schließlich gelangweilt hatte, weiter fortzusetzen.

Fedor Gaspari sollte nichts Anderes erfahren.

Neuntes Kapitel.

Aus morgen wird heute und aus heute gestern. Fedor Gaspari und Clementine von Althahn hatten sich, wie verabredet worden, getroffen; sie waren hinausgegangen in die wundervollen Anlagen über dem rasch fortgleitenden Fluß.

Dort droben unter dem breit hinschattenden Eichenbaum, auf einer grünumbuschten Borkenbank hatte sie ihm das wunderliche Märchen ihres Lebens erzählt. Eine Geschichte voll Sehnen und Thränen und ungestillter Liebe. Ein tyrannischer Vater, verblendet von der Gier nach Besitz; eine harte Mutter, dem eigenen Kinde wenig hold; das Ideal der Jugendliebe, ein stolzer Mann, der, ihre Seelenkämpfe geringschätzend, über Meer geht und die Hilflose sich selbst überläßt; der Gatte ihrer Wahl, plötzlich wie von einem Zauberschlag verwandelt, das Glück, das er versprochen, nicht zu gewähren fähig, ein dem Tode früh verfallendes Herz. Sie selbst mit dem besten Willen, ein Spielball höhnischer Mächte. Zum Glück geboren, unselig durch Anderer Schuld; der Liebe

fähig wie kein anderes Geschöpf, gemacht, um im Beglücken selig zu sein, und doch mit Willen vereinsamt; von aller Welt begehrt, jedwedem abhold und sich selbst ein Gräuel.

Wen sollten solche Schicksale, solche Geständnisse nicht bewegen! Welcher Mann, dem der wundervolle Schatz aus der tiefsten Tiefe dieser Seele nur einmal entgegengeblickt hatte, sollte nicht verlangen, ihn zu heben! Wer, der sich ein Ritter fühlte, sollte den Zauber, der die Einsame band, nicht zu brechen Willens sein, und kostete es Leben und Glück!

So dachte auch Gaspari, während Clementine redete, und er sagte es ihr, sobald sie ausgeredet hatte.

Sie antwortete nicht Ja nicht Nein. Sie senkte das Haupt und sah in den Staub zu ihren Füßen und stach mit der Spitze ihres langen Sonnenschirmes Löcher in denselben Staub.

Es ward ihr, während der gute Fedor das Wort führte, seltsam zu Sinne. Was er sagte, hatte sie Alles ungefähr schon einmal gehört. Sie wußte bei verschiedenen Wendungen, nun werde diese und nun jene Versicherung kommen. Und richtig sie kam!

Nach welchem Modell, nach welcher Schablone sind doch die Männer gemacht, daß jeder in derselben Lage auch so ziemlich dasselbe sagte!

Hatte sie keinen gekannt, der anders gesprochen hatte?

Ach ja doch! . . . Clementine seufzte tief auf.

Fedor fragte erschrocken, ob er sie mit seinen Worten wider Willen gekränkt habe.

Gekränkt? Er? Der gute Mensch! . . . Nicht doch! Sie hatte, von der eigenen Erzählung ergriffen, nur alter Zeit gedacht. Und deß zum Zeichen, daß sie ihm nicht böse war, gab sie ihm freiwillig die Hand, sah ihm dankbar und entzückend in die Augen und legte, da sie nun den Rückweg antreten mußten, ihren Arm in den seinigen.

Sie ließ es nach kurzem Bedenken auch dabei, als sie aus den stillen Anlagen auf die um diese Stunde ziemlich belebte Kurpromenade zurückkehrten.

Die Sonne stand schon tief. Ueber der langen langen Erzählung waren ihnen beiden die Stunden verronnen, sie wußten nicht wie. Einen halben Sommertag hatten sie dort draußen im Grün gesessen, der Zeit, der Menschen und ihrer eigenen Gewohnheiten vergessend.

So hatten sie beide auch die Hauptmahlzeit versäumt und wollten nun diese gemeinsam halten. Warum auch nicht? Nun waren sie ja so gute Freunde und für's Leben. Warum sollten sie nicht unter vier

Augen mit einander speisen, wenn es ihnen Freude machte!

Nahe dem Gasthofe, zu dem sie gingen, sahen sie sich bei einer Straßenecke plötzlich Olga's Mutter mit allen ihren Töchtern gegenüber.

Man blickte einander erstaunt an, man grüßte und dankte, aber Niemand machte Miene, stehen zu bleiben und sich in ein Gespräch einzulassen. Außer der überraschten Matrone, die nach einer so gelungenen Ausfahrt, wie die gestrige gewesen, nicht begriff, warum sie heute bis zum späten Nachmittage weder die Freundin Clementine noch ihren zukünftigen Schwiegersohn zu Gesicht bekommen habe.

Und nun vollends wandelten die beiden Feinde von vorgestern, wie wenn sie seit ewigen Zeiten zusammengehörten, an ihr vorüber und kümmerten sich um Niemand mehr!

Sie schüttelte das graue Haupt, auf dem schon so viele Sorgen Platz genommen hatten; aber sie war nicht darnach geartet, leicht und rasch einen argen Gedanken zu fassen. Sie sah zu Boden und schien den Blick nicht vom Straßenpflaster heben zu wollen, als erwartete sie, daß die Steine reden sollten, derweil ihr die Menschen so unverständlich erschienen.

Da fühlte sie eine Hand nach ihrem Arme grei-

fen und hörte die Stimme ihrer Olga sagen: „Komm, Mutter, es ist Alles aus!“

„Was ist aus?“ fragte die also Angeredete und staunte über die Veränderung im Angesicht ihres Lieblings.

„Komm nur fort!“ antwortete Olga und verhinderte die Mutter, stillzustehen und jenen Beiden nachzuschauen, über deren einträchtigem Davongehen auch die Schwestern nunmehr die Sprache, die ihnen für einen Augenblick versagt hatte, wiederfanden.

Olga führte die Mutter so eilig, als es mit der leidenden Frau geschehen konnte, nach dem Gasthofe, wo sie wohnten.

Dort angelangt, schloß sie die Thür ab und warf sich mit schlichten Worten der Fragenden zu Füßen und bat dringend und ernsthaft um eine einzige Vergünstigung, nach deren Erfüllung sie nie wieder im Leben etwas anderes erbitten zu wollen versprach. Sie flehte, die Mutter möchte unverzüglich die Koffer packen lassen und so bald, als möglich wäre, wenn nicht schon heute, doch morgen, mit ihnen abreisen.

Sie erklärte der staunenden Frau, daß sie alle auf's Tiefste beleidigt seien, daß Fedor Gaspari sein Verlöbniß gebrochen habe, daß er im Begriff stehe, sich mit keiner anderen, als der herrlichen Freundin Clementine von Althahn für's Leben zu verbinden,

und daß, wie auch sein Vorhaben endigen möge, nie wieder zwischen Olga und dem Manne, welchen sie vordem als ihren Bräutigam betrachtet habe, von einer Annäherung oder gar Verbindung die Rede sein könne.

Die Frau, der zu Muthe war, als ginge mitten am Tage die Sonne unter, ließ sich nicht so leicht überzeugen und wollte auch dann, als sie endlich die Sache begriffen hatte und die Schlußfolgerungen ihrer Tochter gelten lassen mußte, nicht Alles Knall und Fall für verloren geben. Sie heischte Bedenkzeit, Ueberlegung, guten Rath. Sie wußte, was Fedor Gaspari für Olga gewesen war und hielt es gegen ihre Pflicht, ein Verhältniß kurz abzubrechen, das dem Ansehen beider Häuser so wohl entsprach und aller Welt schon seit Jahresfrist bekannt gemacht worden war.

Es war eine harte Stunde, welche die gute Mutter und die tapfere Tochter da mit einander verlebten. Jene bestand darauf, erst mit Fedor Gaspari zu reden, ehe man ihn, der vielleicht nicht wußte, was er that, gewaltsam von sich lostrennte und erst dadurch dem Schicksal, welches eine Abenteurerin über ihn auswarf, preisgab.

Wie schwer es ihr dabei wurde, die einzige Clementine so hart zu beurtheilen, das wollte sie sich,

um Olga nicht noch mehr zu reizen, gar nicht anmerken lassen.

Die Tochter jedoch schrieb sofort einen kurzen Brief an den Mann, den sie noch gestern ihren Verlobten genannt hatte, und löste das Band, das ihr so theuer gewesen, ihm aber nur mehr ein Hinderniß sein konnte, nach eigenem Ermessen so glücklich zu werden, als er verdiente.

Die Mutter wollte den Brief um keinen Preis absenden lassen; nach vielem Hin- und Widerreden drang man Olga eine Frist von vierundzwanzig Stunden ab. Um dieselben nicht ungenutzt verstreichen zu lassen, bat die Mutter meinen Freund, den Justizrath, zu sich, der ihnen wie auch Herrn Gaspari nicht fremd war und mit Recht im Ruf eines besonders klugen und findigen und auch gefälligen Mannes stand.

Mit ihm berieth sie sich lange. Der treffliche Lebemann mußte wohl oder übel still halten und legte auch ein feierliches Versprechen in die zitternd erhobenen Hände, daß er Alles aufbieten werde, um den toll gewordenen Gaspari wieder zu Vernunft und Pflicht zurückzubringen.

Solch eine heikle Mission war nun durchaus nicht im Geschmacke meines werthen Freundes, der sich um die Familienangelegenheiten fremder Leute, wenn an-

ders sie ihm nicht in prozessualischen Formen dargebracht wurden, gar nicht zu bekümmern liebte und am allerwenigsten in einem Badeorte, wo er sich sämmtliche Geschäfte geflissentlich vom Leibe hielt und keinen einzigen Akt nachsenden ließ.

Dazu kam, daß er in diese Sache nicht ganz mit unbestochenen Augen blickte, denn, da er Olga nur von der Außenseite zu würdigen Gelegenheit gehabt hatte und kein besonderer Verehrer von schwarzhaarigen Frauen mit etwas starkem Embonpoint war, so fand er es nur allzubegreiflich, daß einer, zwischen Olga und der schönen blonden geheimnißvollen Wittwe zur Wahl gestellt, sich mit Leib und Seele für die letztere entschied.

Nichts desto weniger muß ich es ihm zur Ehre nachsagen, daß er den verliebten Gaspari unversäumt und mit einer Entschiedenheit und Geschicklichkeit angriff, welche diesen in nicht geringe Verlegenheit setzte.

Abgesehen von dem pflichtmäßigen Eifer, welchen der Justizrath für jede Sache mitbrachte, die seinen Geist von irgend einer Sache her zu erregen vermochte, legte seinem Feuer vielleicht auch noch der Aerger einen Brand zu, daß er dem steifen, überwürdigen, in sich selbst vergafften Jüngling ein Liebchen nicht gönnte, welches er selber nach menschlicher

Voraussicht weit besser zu schätzen verstand als der Andere.

Von diesem verhaltenen Eifer konnte jedoch ein Dritter wenig merken. Der Justizrath hielt sich in der wichtigen Unterredung mit Gaspari so genau an die Sache, als es nur irgend einer konnte. Seine Rede war so glänzend, seine Darstellung der Menschen wie der Verhältnisse so einleuchtend, seine Beweisführung so unwiderleglich, daß er den Prozeß bestimmt gewonnen hätte, ob gelehrte Richter oder einfache Geschworene den Spruch zu fällen gehabt hätten.

Wer aber will einem Verliebten etwas beweisen! Hier entschied nicht Recht und nicht Vernunft, sondern tolle brennende Liebe, die keine Rücksicht und keine Folgerichtigkeit mehr anerkannte als die, welche nach ihrem Sinne sprach.

Der gute Gaspari hatte sich sein Lebtag für einen Mustermenschen gehalten, den nur wohlerwogenes Kalkül, nicht blinde Leidenschaft bewegen könnte, und der es einem ganzen Stammbaum von klugen, gemessenen, peinlichen Kaufleuten schuldig wäre, über die Thorheiten gewöhnlicher Sterblicher hoch erhaben zu bleiben.

Wo Gott Amor sein Feuerchen in so hartes abgelagertes Holz wirft, da brennt es lichterloh.

Und darum war alles Predigen fruchtlos und alle Logik verschwendet. Und darum erhielt Fedor, noch ehe die bedungenen vierundzwanzig Stunden um waren, Olga's Absagebrief und konnte mit diesem die ganze Geschichte auf's Einfachste abgethan erachten. Und darum reiste die nicht ohne ihre eigene Schuld verrathene Braut mit Mutter, Schwestern und Gouvernante am anderen Tag ab, nachdem auch dafür gesorgt worden war, daß, ehe sie selbst in die Heimath zurückkehrten, die Auflösung des Verlöbnisses mit Gaspari in Odessa allgemein bekannt werde.

Es war vielleicht nicht klug von Olga, in der ersten Hitze gekränkter Liebe mit eigener Hand Bande zu lösen, an denen sich Fedor Gaspari, sobald der erste Rausch verliebter Entzückung vorüber gegangen wäre, gerne noch gefesselt gefühlt hätte. Aber wer will dies hastige Verfahren einem so liebenswürdigen, so guten, so reinen, aber auch so leidenschaftlichen Wesen verargen!

Sie selbst hat nie begriffen, daß sie anders handelnd besser gehandelt hätte. Sie hat es nie bereut, so gehandelt zu haben, wie tief erschüttert auch ihr ganzes Wesen von dieser Trennung auf Jahre hinaus geblieben ist.

Gewiß trug zur Hast wie zur Entschiedenheit die hohe Meinung von Clementinen bei, die Olga in

sich erzogen hatte. Ob an ihrem großen Schmerz der Schmerz um den Verlust ihrer angebeteten Freundin nicht ebensoviel Theil hatte wie der um den Geliebten, hat sie sich selbst vielleicht nie gefragt.

Fedor Gaspari, die undankbare Seele, kam sich wie ein Erlöster vor, als ihm die unerwartete Nachricht von der Abreise seiner Landsleute gebracht wurde und mit dieser die Gewißheit, daß Olga's Brief nicht die Aeußerung einer vorübergehenden Laune, sondern daß die Trennung eine unumstößliche Thatsache war, mit der man rechnen konnte.

Etwas überrascht war er von der Wirkung, welche seine frohlockende Kunde dieser Ereignisse auf Clementinen hervorbrachte.

Olga abgereist! Ihre Olga! Ohne Abschied, ohne Gruß, ohne ein Sterbenswörtchen für sie! . . . Und um ihretwillen!

Es rührte sie zu Thränen. Sie hatte das Mädchen wirklich lieb gehabt. Seit Jahren war ihr kein Geschöpf begegnet, welches also ihre Sympathie bewegt hatte. Sie machte aus ihrer Verstimmung, aus ihrer aufrichtigen Betrübniß kein Hehl.

Sie konnte wirklich nichts dafür, daß ihr Fedor Gaspari den ganzen Abend nicht anders mehr vorkam, als wie einer, dem sein Mädchen aus eigener

Macht und reiflicher Ueberlegung den Laufpaß gegeben hatte.

Sie neckte ihn sogar mit dieser Ansicht und lehnte jede zärtlichere Annäherung, ja schon jedes innigere Wort mit einer bedauernden Mahnung an das arme Wesen ab, das jetzo nach aller Menschenvoraussicht schlaflos und unselig vor einem Anblick floh, der Clementinen auf alle Fälle gewahrt blieb, unangefochten.

Daß diese Stimmung nicht bald in's Bittere ausschlug und kein zärtliches Gemüth verletzte, das hinderte wohl die Anwesenheit des Justizrathes und meiner Wenigkeit, die wir nicht ungern jenen beiden Menschen zuweilen unsere müßigen Abendstunden widmeten.

Fedor Gaspari hatte seit der Absage und der Abreise seiner Olga den Justizrath mit in sein Herz geschlossen. In seiner etwas willkürlichen Ideenverbindung war er zu der Folgerung gekommen, daß er die ebenso rasche wie entscheidende Abwickelung des plötzlich als lästig empfundenen Verhältnisses vor Allem der Klugheit und Beredtsamkeit seines rechtskundigen Freundes zu danken habe. Er zweifelte keinen Augenblick, daß der Justizrath, einmal von eines Gaspari unerschütterlicher Entschlossenheit überzeugt, all seine Gewandtheit und Redekunst gegen die andere Seite gekehrt, Olga und ihrer Mutter die

Unerbittlichkeit der Lage der Dinge mit einschneidender Schärfe blosgelegt und nur durch seine Beweisführung und Folgerung den Damen keinen anderen Ausweg gelassen habe, als jenen, auf welchem sie das Weite gewonnen hatten und der glückliche Fedor seine goldene, seine herrlich zu verwendende Freiheit.

Hätte nun der Justizrath in der That auf dieser oder jener Seite durch den Mißbrauch glänzender Fähigkeiten Strafe verdient — sie blieb nicht aus. Denn Fedor Gaspari machte ihn zum Vertrauten all seines Glücks und all seiner Pein.

Und da die Einsame durchaus nicht gesonnen und bei ihrer Eigenthümlichkeit wohl auch gar nicht im Stande war, mit ihrer Lebensgewohnheit ganz zu brechen, da sie mehr als die Hälfte des Tages einsam blieb und auch für den eifrigsten aller Anbeter nicht zu sehen war, so hatte der mittheilsame Fedor Gaspari Zeit und Pein genug, um sich mit aller Gründlichkeit einem gefälligen Manne, wie mein Justizrath war, anzuvertrauen und dessen ausruhendem Scharfsinn alle Spitzfindigkeiten aufzupacken, die ein Verliebter sich in einsamen Stunden ausheckt, ohne sie selber beantworten zu können.

Daß wir die Mahlzeiten mit dem schönen Paar an einer Tafel einnahmen und die Abende gleichfalls in ihrer Gesellschaft verbrachten, hatte sich Clemen-

tine selbst ausgebeten, da es ihr nicht erlaubt schien, sich durch öfteres tête-à-tête, „auch mit einem so werthen Freunde wie Fedor Gaspari“ — zu compromittiren.

Mir erschien das Verhalten der Beiden zu einander manchmal recht fragwürdig. Einen und den anderen Morgenspaziergang abgerechnet, hatte der gestrenge Kaufherr aus Odessa nicht mehr von der schönen Frau als wir zwei anderen, die sie an dem gemeinsam getheilten runden Tisch mit gleich gewogener Liebenswürdigkeit und Laune behandelte.

Dabei wurde Fedor immer aufgeregter und Clementine von Tag zu Tag kühler und ruhiger. Sie gönnte weder Vertraulichkeit noch Vorzug. Wie gern hätte der glühende Freier sich die Lebensgeschichte seiner Freundin noch einmal erzählen lassen — dort droben auf dem Hügel, im Gebüsch verborgen, von der alten Eiche beschattet!

Aber so gut ward es dem Sterblichen nicht wieder. Ihre kostbare Lebensgeschichte erzählte Clementine jedem ihrer Anbeter nur Einmal — schon aus dem Einen Grunde, weil sie dieselbe niemals ganz gleich erzählte und es nicht liebte, von einem pedantischen Gedächtniß (und das Gedächtniß verliebter Männer hatte sie immer pedantisch gefunden) auf

ihre kleinen künstlerischen Willkürlichkeiten aufmerksam gemacht zu werden.

Wenn wir uns in der Nacht erst von der Einsamen verabschiedet und später von Gaspari getrennt hatten, blieb der Justizrath oft nach etlichen Schritten stehen, holte seinen Zahnstocher aus der Tasche und äußerte seine Bedenken, ob nun der eben abgegangene Liebhaber im Glück schwimme und ob er sich nicht binnen Kurzem nach einem kleinen Bräutchen mit großem Haarzopf zurücksehnen sollte, wie die Juden in der Wüste sich nach den Fleischtöpfen Aegyptens heimsehnten.

Er steckte, dies bedacht, den Zahnstocher wieder ein und redete geflissentlich, um nicht stille Wünsche zu verrathen, von anderen und ernsteren Dingen.

Ich aber sah wohl, daß er nichts sehnlicher wünschte, als daß die schöne Frau von Althahn den steifnackigen Kaufmann alsbald seiner Olga nachschicken und sich zum endgiltigen Ersatz an einen gereiften Mann halten möge, der ebenso durch Kenntniß der Welt und der Gesetze, wie durch persönliche Liebenswürdigkeit über Andere hervorragte.

So waren seit der Abreise jener Damen etwa zwei Wochen in's Land gegangen. Ich meinte bemerken zu müssen, daß Frau von Althahn bei Tische wie am Abend sich weit angelegentlicher mit meinem

Freund als mit Fedor Gaspari unterhielt, der allerdings durch Launen und Empfindlichkeiten, wie sie bei verliebten Leuten im Schwange sind, sich selbst oft im Lichte stand.

Der tägliche Ab- und Zufluß der Fremden sorgte dafür, daß es immer Neues zu sehen und frische Gesichter und unglaubliche Moden zu beobachten gab, und daß gutwilligen Plauderern der Gesprächsstoff nicht versiegte.

Insbesondere übte Frau von Althahn an allen Erscheinungen eine nicht gewöhnliche Neugier.

Freilich wer sie nicht des Genaueren kannte und sie nicht gerade in unbewachten Augenblicken beobachtete, ließ sich von dieser verwunderlichen Neugier nichts träumen. Der Schleier fürnehmer Gelassenheit, den diese eigenartige Frau ebenso täuschend als anmuthig über ihr ganzes Wesen auszubreiten und zu drapiren verstand, ließ nur schwer, wo seine Falten dünner lagen, etwas von dem wirklichen Zustand ihrer Seele beobachten.

Auch uns beiden fiel erst nach und nach die verhaltene Ungeduld auf, mit der sie jeden Tag sich nach den Neuangekommenen erkundigte, Fremden- und Kurlisten durchlas und nicht selten ihre Spaziergänge so einzurichten beliebte, daß ihr die Wagen begegnen

mußten, welche die frischen Gäste vom Bahnhof zu den Gasthäusern brachten.

Sie lachte sich selbst aus um dieser schlechten Gewohnheit willen. Fedor Gaspari fand solche nur allzu begreiflich bei einer Dame, die selber den größeren Theil des Jahres auf der Reise oder doch in der Fremde zubrachte. Der Justizrath aber sagte zu mir:

„Mich will bedünken, Frau von Althahn wartet noch immer auf Einen, der da kommen soll, sie zu erlösen und zu beglücken. Ob auf einen Bestimmten? — ich zweifle daran. Ich lege fünf zu drei, wenn Sie dagegen halten wollen, daß dieser weibliche Ahasver der Liebe eines Tages seinen neuen Messias entdecken und sich von ihm in eine bessere Welt entrücken lassen wird, davon dem guten Fedor Gaspari noch keine Ahnung aufdämmert!"

Hätt' ich die Wette gegen den Justizrath gehalten, es wäre eine sehr verwickelte Sache geworden, zu entscheiden, wer sie gewonnen habe.

Wir waren einmal länger als gewöhnlich bei Tische sitzen geblieben. Selbviert, wie wir nun täglich speisten. Fedor Gaspari war im Verlauf der Mahlzeit übler Laune geworden. Und da der Justizrath nur heitere Gesichter um sich sehen wollte und als untrüglichstes Mittel zur Heiterkeit eine — oder auch mehrere Flaschen Sect erachtete, so hatte er da=

für gesorgt, daß zur Abwechselung jene Marke eingekühlt wurde, deren Ruhm es ihm eingestandener Maßen angethan hatte.

Wir unbefangenen Dreie waren denn auch ziemlich guter Dinge. Auf Fedor Gaspari aber hatte der Wein keinen erlösenden Einfluß. Er nahm nur auf Augenblicke eine freundliche Miene an und saß die übrige Zeit vornehm verdrossen da und kaute einsilbig an seinem Groll.

Ich konnt' es ihm diesmal nicht so recht verübeln.

Er hatte nämlich seiner Angebeteten ein kleines Geschenk mitgebracht und dieses nicht den Erfolg gefunden, welchen er sich davon erhofft hatte.

Es war ein Briefbeschwerer. Ein Stein, nicht viel anders von Ansehen als ein faustgroßer, flacher Bachkiesel, der aber auf der einen Seite von künstlerischer Hand recht artig bemalt worden, wie es eben Mode war.

In einem zierlich verschlungenen Kranze von Immergrün und Vergißmeinnicht konnte man aus Blumenbuchstaben das Wort „E w i g“ ablesen.

Die Malerei war wirklich geschmackvoll und der Stein mußte schon an sich für die beiden Liebenden einen sicheren Affektionswerth haben, denn es war kein anderer als jener, welchen in denkwürdiger Abendstunde Clementine vom Rande der Schlucht gegriffen,

um sich gegen den seine Leidenschaft bekennenden Fedor Gaspari zur Wehr zu setzen, und welchen dieser ihr in sieghafter Anwandlung aus den Fingern gewunden und bis heute wie einen Talisman bei sich verwahrt hatte.

Ich weiß nicht mehr, ob Fedor sein Geschenk genügend erklärt hatte, Clementine betonte nur, daß das Ding recht niedlich überpinselt sei. Davon, daß der Stein sonst eine Bedeutung habe, war bei ihr keine Rede.

Fedor aber, der wie alle verliebten Jünglinge in zarter Symbolik sich etwas zu Gute that, vermerkte den Mangel an Verständniß seiner feinen Absicht recht übel. Er tadelte Speisen und Getränke und wollte selbst die Autorität meines Freundes, der in kulinarischen Streitfragen so bedeutend wie in juristischen zu entscheiden wußte, schon aus Bosheit nicht anerkennen.

Das verdroß nun den munteren Rechtsgelehrten keineswegs, der in seiner Menschenfreundlichkeit jedem das Seine, und auch jedem Grillenfänger seine Grillen gönnte. Clementine schien es sich in den hübschen Kopf gesetzt zu haben, die üble Laune ihres Freundes durch doppelte Heiterkeit aufzuwiegen und überdies den Justizrath für den Rest seines Badeaufenthalts vollends um den Verstand zu bringen.

Durch die großen Scheiben des Speisesaals im Hotel Elisabeth sah man die grünen Bäume sich im Sommerschmuck brüsten und den eilenden Fluß mit dem goldigen Wiederschein der sinkenden Sonne belastet vorübereilen. Der Justizrath erzählte Schnurren und Anekdoten. Unser Lachen tönte in dem schwach besetzten Raume wieder. Dazwischen gab ein Glaskelch zarten Klang von sich, mit dessen Rand Frau von Althahn in zierlichem Spiel sachte gegen ihre blanken Zähne schlug.

Da auf einmal wurden wir alle still und sahen die schöne Frau an, welche das erhobene Glas zwischen drei schlanken Fingern, den Mund starr offen, innehielt und wie versteinert nach der großen Flügelthüre blickte, die eben aufgestoßen worden war.

Wir hörten hinter uns den Oberkellner englisch reden und da Gaspari's Anruf bei Frau von Althahn keine Antwort zur Folge hatte, wandten wir uns um und folgten mit den Augen ihren staunenden Blicken.

Es war die Zeit, die wir uns sonst auf dem Spaziergange vertrieben, die Zeit, da der Eilzug seine Gäste abgab und diese nach den Hotels kamen, um Quartier zu suchen.

Solche Gäste waren offenbar auch die zwei Herren, welche soeben in den Saal traten, sich nach kurzer

Unterredung an einen der kleineren Tische setzten und etwas zu essen und zu trinken bestellten.

Fedor Gaspari meinte mit der Erscheinung neuer Ankömmlinge auf's bequemste den Beweis zu erbringen, daß es endlich höchste Zeit wäre, spazieren zu gehen. Wir anderen aber saßen zu fest, um solcher Aufforderung Gehör zu schenken. Und Clementine schien für Nichts mehr Aug' und Ohr zu haben, als für die beiden Fremden drüben.

Ich hatte sie nie vordem einen Menschen mit so gespannter Aufmerksamkeit, ja mit so unverhüllter, fast herausfordernder Theilnahme betrachten sehen.

Der Justizrath, dem das nicht entging, drückte leise unter'm Tisch mit seiner Sohle meinen Stiefel, als wollt' er sagen: ich lege zehn zu eins, daß einer von jenen Zweien . . .

Es war ein älterer und ein jüngerer Mann. Beide mittlerer Größe und einander ziemlich ähnlich an Gesichtsbildung. Der eine, den ich für den Vater hielt, machte einen vortrefflichen Eindruck auf mich.

Bewußte Kraft und mühelose Liebenswürdigkeit sprachen von dieser schöngewölbten Stirne, aus diesen offenen, freundlichen blauen Augen. Haar und Bart waren lichtgrau und schienen bei der gebräunten Farbe der Wangen und der Stirnhaut fast weiß zu sein. Die buschigen Brauen gaben dem Blick ein

gar zutrauliches Ansehen. Die starken Schultern, die breite Brust, die flinken energischen Bewegungen verliehen der ganzen Erscheinung trotz der greisen Haare den Charakter frischer Kraft und langbewahr-ter Jugend.

Der Jüngere war größer und schmächtiger, in Bildung des Hauptes und Körpers dem Anderen ziemlich ähnlich. Auch die Augen waren dieselben, nur blickten sie etwas schwermüthiger als die des Alten. Sein Haar war lichtbraun. Um das Kinn sproßte ihm der erste Flaum dunkel und kraus.

Trotz ihrer Sprache mochte Niemand die Beiden für Engländer halten. Der Schnitt ihrer Kleider und ihr ganzes Gehaben ließ auf wohlhabende Bür-ger der Vereinigten Staaten und Leute von guter Gesellschaft schließen. Das erste, was Frau von Alt-hahn nach langem Schweigen sagte, war eine Be-stätigung dieser Vermuthung.

Nachdem die Fremden eine kleine Erfrischung zu sich genommen hatten, standen sie gelassenen Muthes auf, grüßten freundlich und gingen hinaus.

Wir nahmen das in's Stocken gerathene Gespräch wieder auf. Clementine gab kein Wort dazu. Sie nippte langsam, schier tropfenweise den Champagner-kelch aus, stellte ihn auf den Tisch und sagte dann, was durchaus nicht auf unser Hin- und Widerreden

paßte, mit lauter behauptender Stimme: „Der Mann heißt Roger Walcott und sein Sohn Robert Walcott. Sie sind aus Boston in Massachusetts und bauen Brücken und Straßen.“

Wir lachten und sahen Frau von Althahn an, die so plötzlich wieder Sprache gewonnen hatte und so überraschenden Gebrauch davon machte.

„Kennen Sie die Herren?“ fragte Fedor Gaspari, nicht ohne etwas Arglist in seiner Stimme klingen zu lassen.

Clementine versetzte laut und sicher: „Ich habe den einen gekannt.“

„Ist das lange her?“ fragte der Justizrath.

„Sehr lange!“ gab jene zur Antwort und fuhr sich mit den Fingern über Stirn und Augen, derweilen sie ihren Worten einen langen Seufzer nachsandte.

„Dann geh' ich mit Ihnen jede Wette ein, daß Sie sich täuschen, gnädige Frau!“ rief der Justizrath, der den Schatten, welchen die Vergangenheit auf die schönen Augen seiner Tischnachbarin zu werfen drohte, gern gebannt hätte.

Clementine sah mitleidig lächelnd auf ihn hin, als sagte sie: Du großer Thor!

Er aber bestand auf seinem Wort und rief ihr zu: „Wenn Sie Ihrer Sache so sicher sind, wetten

Sie doch, gnädige Frau! Ich lege zehn zu eins, daß diese Herren nicht dieselben sind, die Sie nannten. Wette darauf, weil . . ."

„Weil Sie die Herren besser kennen als ich?" unterbrach ihn Clementine gespannt.

„Mit nichten!" versetzte der Justizrath. „Weil ich nicht will, daß diese Herren dieselben seien, die Sie meinen, und weil mein Glück mir räth, unter anderen auch diese Wette zu proponiren."

„Und was soll sie gelten?" fragte Clementine.

„Wetten wir à discrétion, meine Gnädigste!"

„Bewahre, Herr Justizrath!"

„Also die große gemeinschaftliche Reise!"

„Die Reise an den Nordpol?" sagte die schöne Frau und lachte.

„Es sei darum!"

„Top! Schlagen Sie durch!" rief der Justizrath, den wohl der Wein in so drolligen Eifer gebracht hatte.

Aber Gaspari lehnte sich gegen solche Abmachung auf.

„Trösten Sie sich, mein Freund!" sprach da Clementine zu ihm. „Er verliert die Wette und muß allein an den Nordpol reisen. Denn ich habe ein gutes Gedächtniß und es giebt Physiognomieen, die man nie vergißt."

Fedor Gaspari schien in diesen Worten etwas für sich sehr Schmeichelhaftes zu finden, denn er beeilte sich, seiner Dame die Hand zu küssen. Diese jedoch stand, ohne ihrerseits ein Zeichen der Rührung zu geben, auf, und die lange lustige Sitzung war zu Ende.

Leider vergaß Frau von Althahn dabei, Fedor's jüngstes Geschenk mit sich zu nehmen. Der buntbemalte Stein mit der schwerwiegenden Inschrift „Ewig!" blieb zwischen halbvollen Weingläsern, etlichen Obst- und Konfektresten und zusammengeworfenen Servietten unangefochten liegen.

Hoch aufgerichtet, seine beiden Arme auf den Tisch stemmend, senkte Gaspari sein Angesicht langsam gegen die kleine Tafel und betrachtete den vergessenen Stein. Er sah sehr ernsthaft aus in diesem Augenblick, man hätte sagen mögen, viel älter als vorhin eben. Er zupfte mechanisch an seiner steifen Halsbinde und an seinem tadellosen Kragen. Er mochte sich in diesem Augenblick seines in Gott ruhenden Herrn Vaters und noch einiger schon weit vorausgegangenen Ahnen seines gediegenen Hauses in Odessa erinnern.

Dann steckte er rasch, als ob wir seine Beschämung nicht sehen sollten, den bemalten Briefbeschwerer in seine Rocktasche, ließ sich Hut und Stock reichen

und folgte uns, die wir im Begriff standen, Frau von Althahn zu folgen.

Diese war hastiger als sonst ihre Art aus dem Saale gegangen. Wir fanden sie, wie sie den Oberkellner und den Portier ausfragte, ob die zuletzt angekommenen Fremden alle im Hause Zimmer erhalten hätten und wer dieselben wären.

Da aber noch keiner sich in's Fremdenbuch geschrieben hatte, blieb das Nachforschen umsonst.

Wir gaben uns für denselben Abend noch ein Stelldichein im Salon der „Kaiserin Elisabeth“.

Aber unser Eifer hatte auch dabei keinen Erfolg. Denn die amerikanischen Herren waren, reisemüde, nach kurzem Spaziergang und rasch eingenommener Abendmahlzeit zu Bette gegangen, ohne eine Feder mit Tinte zu benetzen und unserer Ungeduld ein Merkzeichen zu geben.

Fedor Gaspari glaubte, sobald er mit Clementinen unbelauscht sprach, sich die Frage herausnehmen zu dürfen, welche Bedeutung denn die genannten Namen für Vergangenheit und Zukunft seiner Angebeteten hätten.

Diese legte sanft ihre Hand auf seine Hände und den Blick ihres seelenvollen Auges in seine Augen und bat ihn, ihr nicht mit Fragen weh zu thun, die ihm doch nichts nützten. Sie wünschte ihm eine

recht gute Nacht und ihm und sich selbst ein frohes Wiedersehen am anderen Tag.

Damit gab sie ihm innig aber entschieden Urlaub für heute.

Es blieb Fedor Gaspari überlassen, die schöne Geschichte, welche Clementine jüngst ihm unter einem Eichbaum erzählt hatte, sich vor's Gedächtniß zurückzurufen und den Versuch zu machen, auf welche von den mehreren darin auftretenden Mannspersonen der amerikanische Name paßte.

Es mochte an Clementinens letzter Redaktion ihrer Biographie liegen, der eifersüchtige Mann kam mit seinem Versuche nicht recht zu Stande, so lang er auch in der lauen Sommernacht zwischen ihrem und seinem Hause nachgrübelnd hin und wiederwandelte und so empfindlich auch der mehrerwähnte Stein in seiner Rocktasche gegen des Nachtwandlers Beine schlug.

Am anderen Tag noch vor Zwölfuhrläuten begegnete mir der Justizrath strahlenden Angesichtes. Er kam eben vom Portier des „Hotels Elisabeth", wo er diesen und den Zimmerkellner mit ausgiebigem Trinkgeld bewogen hatte, bei den beiden neuen Gästen auf Eintragung ihrer werthen Namen in das kolossale Fremdenbuch zu bringen und ihm die erste Einsicht in die noch nasse Seite zu vergönnen.

Er holte den Zettel, welcher die Abschrift enthielt flugs aus seiner Brusttasche hervor und rief: „Frau von Althahn hat ihre Wette verloren! Ich reise nicht allein . . . und wir reisen nicht nach dem Nordpol! Sie hält, was sie verspielt hat. Darauf können Sie sich verlassen! Jede Wette, daß sie . . .“

„Schon gut, aber wie heißen die Leute denn und wer sind sie?“

„Amerikaner sind es in der That. Darin hatte sie Recht. Aber darin allein! In allen anderen Stücken schoß sie fehl. Die Herren sind nicht aus Massachusetts, sondern aus Ohio und sie sind auch nicht Vater und Sohn, sondern Onkel und Neffe, und sie heißen nicht, wie Frau von Althahn will, sondern ganz anders, (damit schlug er zufrieden in sein Blatt Papier) Nathaniel Adams heißt der ältere, Alexander Baldwin heißt der jüngere. Ich überlasse es Ihnen, welcher von beiden Namen der schönere ist. Mir gefallen sie beide gleich gut, denn es sind die beiden Helfer, mit denen ich die interessanteste Wette meines Lebens gewinne. Quod felix faustumque sit!“

Es versteht sich von selbst, daß mein vergnügter Freund nichts Eiligeres zu thun hatte, als sich zu Frau von Althahn zu begeben und ihr von seiner eben geschöpften Wissenschaft vollständige Mittheilung zu machen.

Ein Weilchen klopfte das Herz ihm etwas rascher als gewöhnlich, er zweifelte, ob es ihm diesmal besser gelingen werde, in das wohlverwahrte Heiligthum einzubringen — eine Vergünstigung, deren sich bislang kein anderer, nicht einmal Fedor Gaspari rühmen durfte.

Um so größer war seine Befriedigung, als ihm auf Meldung dessen, was ihn herführte, die strenge Pforte geöffnet ward.

Er fand Clementine von Althahn in einem allerliebsten Negligée, ein Spitzenhäubchen auf dem Kopf, die Feder in der Hand, an ihrem Schreibtisch sitzen.

Als sie ihm das Angesicht zukehrte, sah er, daß ihre Augen voll Wasser standen.

Bei diesem Anblick, dem selbst ein so sachgemäßer Denker wie der Justizrath nicht an jedem Morgen gewachsen war, und an diesem Morgen vielleicht weniger als an jedem anderen, vergaß er für eine Minute den Zweck, der ihn hierhergeführt hatte, und erkundigte sich angelegentlich nach der Ursache dieser Thränen.

Clementine fand nicht sogleich das rechte Wort. Sie führte das Battisttuch bald an die Augen, bald an den Mund und wies statt anderer Antwort dem Justizrath einen Briefumschlag, von welchem dieser Olga's Namen und Adresse ablesen mußte.

Mein Freund staunte Hand und Handschrift an. Da begann Frau von Althahn zu reden, wie sie es nicht länger im Gewissen ertragen könne, von einem so liebenswürdigen Geschöpf, wie Olga sei, von ihrer besten Freundin also mißkannt, ja vielleicht nicht mit Unrecht beschuldigt zu werden, daß sie ihr das Glück des Lebens mit dem Bräutigam ihrer Wahl entrissen habe.

Entrissen? Niemals! . . . Ein Zusammentreffen unberechenbarer Umstände, eine Aufwallung beseligender Gefühle, eine Minute ach so verzeihlichen Selbstvergessens . . . Aber Olga, das unschuldige süße Geschöpf, solle nicht unter solcher Verkettung von Wahn und Arglist leiden. Wenn Jemand wieder einmal Theuerstes verlieren und verschmerzen müsse, so wollte sie selber, Clementine von Althahn, es sein. Sie sei ja daran gewöhnt, wo Andere Glück ernteten, zu darben und bei Seite zu treten, damit Andere sich ungestört in die Arme eilen könnten.

Nun habe sie zwar gestern von Olga ein Schreiben erhalten, darin diese für ewig auf Fedor Gaspari zu verzichten erklärte, jedoch das sei ihr ein unerträglicher Gedanke, hinter einem Mädchen an Großmuth des Herzens zurückzustehen und mit dem Vorwurf, eine Freundin beraubt zu haben, sich einen Herzenswunsch zu erkaufen.

Mein guter Justizrath staunte nicht wenig über den Redefluß, der so einleuchtend von Clementinens schönen Lippen sich ergoß. Er war Weltmann und eigennützig genug, mit keiner Silbe jenen wohlgeordneten Monolog zu stören.

Aus Freundschaft für Clementinen bot er ihr sogar an, den Brief, den sie soeben geschrieben hatte, selbst zur Post zu bringen. Und da sie diese Dienstleistung gern annahm, gestattete er sich, bescheiden und leise anzufragen, ob sie nicht noch einen zweiten, kürzeren, aber gewiß zweckentsprechenden Brief . . . an Fedor Gaspari zu besorgen habe.

Clementine senkte das schöne Gesicht zur Erde, seufzte und sprach: „Es hält schwer, sich von geliebten Wesen zu trennen!“

Der Justizrath verstand sie vielleicht nicht ganz richtig, wenn er antwortete: „Gaspari wird sich gewiß nicht gutwillig von Ihnen trennen.“

Aber Frau von Althahn ging auf diese Antwort ein und sagte nur: „Ich bin rathlos!“

Der Justizrath zweifelte zwar an der Wahrheit dieses Ausspruches, doch eingedenk der alten Weisheit, daß wer um Rath fragt, nur seine eigenen stillen Wünsche vom Anderen ausgedrückt hören will, fuhr er fort: „Hier hilft nur Eines . . .“

„Und das wäre?“

„Die Reise nach dem Nordpol, gnädige Frau!"

„Aber, Justizrath, mir ist gar nicht zum Scherzen," versetzte Clementine und wandte das Haupt. Ein kaum merkliches Lächeln zierte dabei ihre Mundwinkel.

„Ich scherze nicht!" versetzte jener. „So wahr ich lebe, Sie haben die Wette verloren!"

„Unmöglich!" rief Frau von Althahn und sprang vom Stuhl auf. Sie hatte jetzt ein anderes Gesicht; die Maske der Verstellung war für diesen Augenblick von ihr abgefallen; die Brauen zogen sich zusammen, die Nasenflügel bebten, die Lippen zuckten und aus jedem Zuge sprach die leidenschaftliche Erregung eines willensstarken Weibes.

Sie ließ keinen Einwurf gelten, und als der Justizrath im Behaupten fortfuhr und deß zur Bekräftigung sein Papier vor ihr entfaltete, riß sie es ihm aus der Hand und rief: „Es ist doch nicht so! Und ich will nicht, daß jene Herren Nathaniel Adams und Alexander Baldwin oder Gott weiß wie heißen ... Ich will nicht!"

Der Justizrath sah sie verwundert an. Sie merkte es. Sah ihn wieder an, lächelte, stützte sich mit der rechten Hand auf eine Stuhllehne, versank in Nachdenken und sagte dann ruhigeren Tones: „Können Sie sich vorstellen, daß eine verlorene Hoffnung, ein

verscherztes Glück noch nach Jahren bestimmend auf eines Menschen Wesen und Verlangen einwirkt?"

„Nein!" antwortete der Gefragte. „Das Vergangene ist abgethan. Es soll abgethan sein. Oder man sieht Gespenster am hellen Tag. Und ich glaube nicht, daß man damit sein Leben glücklich auszugestalten im Stande sei."

Clementine von Althahn lächelte wieder: „Starkgeistiger Herr der Schöpfung, wie schlecht kennen Sie die Frauen! Sehen Sie, ich, ich leide unter solch einer fixen Idee. Ich glaube daran, daß noch ein Tag kommen muß, wo ich Vergangenes gut machen, Verschuldetes wieder aufheben und in Hingebung, Aufopferung und Andacht einen Nachsommer des Glücks erleben werde, der mehr werth sein wird, als mein ganzes bisheriges Leben."

„Ich hätte diesen Grad von Romantik nicht bei Ihnen gesucht," antwortete der Justizrath, aus Höflichkeit seine Stimme dämpfend.

Und jene antwortete gleicherweise: „Und was Sie suchen, mein Bester, werden Sie bei mir nie finden. Und doch werden Sie nicht müde, mich Ihrer blinden Ergebenheit zu versichern, und schlagen mir sogar allen Ernstes vor, mich bis . . . an den Nordpol oder doch eine immerhin respektable Strecke weit zu ent-

führen. Für Nichts und wieder Nichts! ... Das ist auch Romantik!“

„Pardon, gnädige Frau! Das Vergnügen Ihrer Gesellschaft, die Freude, Ihnen einen Dienst leisten zu können, genügen den bescheidenen Ansprüchen eines wahren Freundes.“

„Eines Freundes!“ wiederholte Frau von Althahn spöttisch. „Giebt es denn für eine Frau, die noch leidlich hübsch ist, Freunde?“

„O ja!“ antwortete der Justizrath, „aber nur gegenwärtige! ... Die zukünftigen und die vergangenen dürfen, wenn die Rechnung stimmen soll, nicht in Ansatz kommen. A propos, gnädige Frau, wie lang ist es her, daß Sie den Mann, welchen Sie in jenem Amerikaner wieder erkannt zu haben glauben, nicht gesehen haben?“

Clementine besann sich, dann sagte sie zögernd: „Dreizehn Jahre!“

„Dreizehn! eine böse Zahl! Ich würde nie auf eine solche Ziffer wetten. Aber lassen Sie's zwölf oder vierzehn sein und lassen Sie den Mann, um den wir forschten, nicht Nathaniel Adams heißen, sondern genau so, wie Sie es wünschen: er ist derselbe doch nicht mehr, den Sie vor .... dreizehn Jahren verloren haben. Nein, Frau von Althahn, der Mensch ist ganz und gar verändert, für Sie, die

Sie die Zeit über nicht neben und mit ihm sich verändert haben, ein ganz verschiedener Herr gegen Anno dazumal, fremder, als der Fremdeste Ihnen sein könnte, und es ist ganz einerlei, wie er heißen mag, so oder so! . . . Begreifen Sie das?"

„Nein!" antwortete Clementine. „Und ich will es nicht begreifen!"

„Auch gut! Aber Sie wollen von hier fort?"

„Um jeden Preis! Ich kann Fedor Gaspari nichts sein, wie er mir niemals etwas sein wird! Ich empfinde das seit gestern so drückend, daß ich es von den Dächern ausschreien lassen möchte, um meine Seele zu befreien!"

„Und warum dann, Unbegreiflichste aller Frauen, haben Sie diesen steifnackigen Gesellen einen so berückenden Blick in's gelobte Land thun lassen, daß er sich sein Lebtag darnach sehnen wird?"

Frau von Althahn klatschte frohlockend in die Hände und rief: „Sehen Sie, wie Sie sich selbst widersprechen! Wie sagten Sie soeben? „Ewig darnach sehnen wird!" Wie treffend! Sie glauben also doch noch an Romantik?!"

„Bei den Leuten, die ich nicht ausstehen kann, ja! Uebrigens gaben Sie keine Antwort auf meine Frage."

„Auf welche Frage? . . . Ach so die: Warum ich jenen . . .? Darauf giebt es keinen Bescheid, mein Lieber. Und warum nicht? Weil ein Narr bekanntlich immer mehr fragt, als eine kluge Frau beantworten kann."

Der Justizrath wählte das bessere Theil; er schwieg und sah die schöne kleine Frau nachdenklich an. Selbst die Inconsequenz ihres Denkens schien für ihn einen dämonischen Zauber zu haben.

Clementine freute sich dieser stummen Huldigung. Sie trat dicht an den Sitzenden heran, legte ihm den Mittelfinger der linken Hand fest auf die rechte Schulter und sprach: „Annoch haben Sie Ihre Wette nicht gewonnen. Aber das soll sich im Laufe des Tages entscheiden. Dann bin ich bereit, Ihre Freundschaft auf die Probe zu stellen. Unter einer Bedingung! Daß Sie mir Ihre Dienste als ein uneigennütziger Freund, ohne Hintergedanken und Ränke, widmen und mir blindlings gehorchen werden!"

Der Justizrath sah ihr in die Augen und sprach ernsthafter, als sonst in seiner Art war: „Ohne Ränke, ohne Eigennutz, blindlings! Sei's darum! Aber Gedanken sind zollfrei!"

„Denken können Sie meinetwegen, was Sie wollen! Vorausgesetzt, daß Sie nicht laut denken!"

„Eingeschlagen?"

„Ja!“

„Und wohin soll die Reise gehen?“

„Das Eismeer sei Ihnen in Gnaden erlassen. Führen Sie mich auf einem möglichst freundlichen Umwege, wo ich . . . Fedor Gaspari nicht begegnen will, nach Hause.“

„Was suchen Sie dort?“

„Die Einsamkeit!“

„Warum nicht auf einem anderen Weg und an einem andern Orte — das Glück?“

„Weil es für mich kein anderes Glück giebt, als die Einsamkeit. Sie haben es mir eben — wenn auch mit etwas anderen Worten — selbst erklärt!“

Der Justizrath wollte feierlich und ausführlich protestiren. Clementine schloß ihm den Mund mit ihrer kleinen Hand und rief: „Keine weiteren unnützen Worte! Gewinnen Sie erst Ihre Wette, mein Herr. Dann wollen wir weiter reden!“

Nun, der Justizrath gewann die Wette. Spornstreichs lief er vom Hause Clementinens nach dem Gasthof und sandte den Amerikanern unversäumt seine Karte.

Die Herren waren zu sprechen. Und mein Freund führte sich bei ihnen mit der ausdrücklichen Absicht ein, sich über ganz bestimmte Rechtsverhältnisse in einem Winkel der Vereinigten Staaten Auskunft zu

erholen, wenn einer der beiden Herren solche zu geben im Stande wäre.

Dem Justizrath war in der Hast kein schicklicherer Vorwand eingefallen, und siehe da, er hätte es gar nicht besser treffen können!

Sir Nathaniel Adams war, nach seiner eigenen bescheidenen Versicherung, der beliebteste Rechtsanwalt in ganz Ohio. Und wenn er auch meinem trefflichen Freunde in seiner Auseinandersetzung des von jenem fingirten Falles nichts Neues zu sagen hatte, so gestaltete sich doch das Gespräch der beiden Herren Collegen gar anregend und unterhaltend.

Nachdem sie also anderthalb Stunden behaglich verplaudert und sich bei einem ausgiebigen Frühstück näher kennen gelernt hatten, nahmen sie unter herzlichem Händeschütteln von einander Abschied.

Der Justizrath hatte nur noch eine Frage auf dem Herzen.

Der Amerikaner bat, ihm dieselbe ja nicht vorzuenthalten.

„Nicht wahr, Sie haben niemals in Ihrem Leben Brücken oder Straßen gebaut, Mr. Adams?"

„Niemals, verehrter Herr Justizrath! Nicht im Wachen und nicht im Traum!"

„Kennen Sie vielleicht einen gewissen Mr. Walcott, welcher dergleichen thut?"

„Roger Walcott?“ fragte der Andere. „Wer kennt ihn nicht in den Vereinigten Staaten! Das heißt, dem Namen nach. Von Angesicht gesehen hab' ich ihn meines Wissens nie. Er lebt und wirkt jetzt im Westen. Er hat nicht nur Brücken und Straßen, sondern ganze Städte gebaut und ist einer der populärsten Namen bei uns.“

„Das freut mich sehr!“ sagte der Justizrath. „Und können Sie mir sagen, ob er verheirathet ist, wie viele Kinder, Enkel und Geschwister er hat, u. dgl. m.?“

„Nein, mein Herr, das kann ich nicht. Und — nichts für ungut — was liegt Ihnen daran?“

Der Justizrath schüttelte dem amerikanischen Collegen mit beiden Händen die Rechte, wie wenn er ihm also ausdrücken wollte, daß er von ganzem Herzen seiner Meinung sei, und lief desselben Weges zurück, den er vor diesem denkwürdigen Frühstück gekommen war.

Er fand aber Frau von Althahn nicht mehr daheim und erst im Laufe des Tages Gelegenheit, ihr zu bestätigen, daß er die Wette denn doch und auf loyalste Weise gewonnen habe.

Sie wußte das bereits. Denn auch sie hatte mit Mr. Adams sich bekannt zu machen und in Gespräch zu setzen gewußt und war nach wenigen Worten, schon durch den Klang der Stimme, überzeugt

worden, daß sie wieder einmal — am hellen Tage Gespenster gesehen hatte. —

Die Hauptmahlzeit vereinigte uns vier an dem gewohnten runden Tisch im Glassalon des „Hotel Elisabeth“.

Clementine war von einer ungeduldigen Fröhlichkeit, die ihr wunderlich zu Gesichte stand.

Schon bei der zweiten Schüssel sagte sie zu Fedor Gaspari: „Wissen Sie, theurer Freund, daß dieser höchst vermessene Herr Justizrath hier in der That seine Wette gewonnen hat?“

„Es ist die erste nicht!“ antwortete der junge Kaufherr mit seiner ganzen führnehmen Gelassenheit. Seit er gehört, daß die beiden Amerikaner, welche ihm gestern so ungelegen erschienen, am heutigen Nachmittag abgereist waren, ohne Schaden zu thun, hatte der Mann aus Odessa seine ganze Sicherheit wiedergewonnen.

„Wir reisen also!“ fuhr Clementine fort.

„Wer reist?“ fragte Gaspari.

„Eben der Justizrath und meine Wenigkeit. Ich darf ja nun gar nicht anders!“ versetzte die Gefragte und sah dabei — ich kann's bezeugen — recht ernsthaft aus.

Aber Gaspari war weit davon entfernt, diese Ankündigung für etwas anderes als eine Neckerei zu

achten, der irgend welchen Ernst beizumessen tief unter seiner Würde wäre.

„Sie nehmen hoffentlich mich als Courier mit!“ warf er dem Justizrath zu, als ging’ er auf den Scherz ein.

„Um keinen Preis der Welt!“ beeilte sich dieser zu versichern.

„Kein Gedanke!“ sagte Clementine.

Fedor Gaspari lachte vornehm und gelassen und zerlegte dabei ein schönes Huhn mit Anmuth und Würde.

„Sind Ihre Koffer gepackt, Justizrath?“ fragte Frau von Althahn, ein Bild aller Unbefangenheit.

„Gewiß! Und die Ihrigen?“

„Fix und fertig!“

„Und die Abfahrt?“

„Punkt Eilf mit dem Eilzug. Selbstverständlich!“

Mir ward seltsam zu Sinn bei diesem Gespräch. Clementine und der Justizrath nickten sich noch einmal ernsthaft, wie zur Bekräftigung des Gesagten zu. Fedor Gaspari lachte dabei so recht von Herzen.

Aber er war nicht derjenige, welcher zuletzt lacht.

Ich auch nicht, denn zwischen Nacht und Morgen ward ich von rauher Hand, die sich an meines Hausthors Schelle hing, mitten in meinem wohlverdienten Schlaf geweckt und, ein Muster von Ver=

zweiflung und Wuth, setzte sich der gestrenge Jüngling aus Odessa an mein ländlich stilles Bett und vertrieb mir mit unbändigem Schelten auf vier und zwanzig Stunden allen und jeden Schlummer.

Zwei Absagebriefe in kaum vier Wochen, das war denn doch für einen Mann und Firmenhalter von seiner Bedeutung und Würde viel zu viel! Wußten diese Menschen, die mit ihm zu spielen wagten, nicht, wer er war, wer seine Altvordern gewesen waren, und was sein Ansehen von Archangel bis Cincinnati — ich meine, so ungefähr gab er die Ausdehnung von seines Hauses Machtsphäre mir anschaulich bekannt — gelte!

Ich sagte nicht mehr, als was eben einer sagt, der mitten in der Nacht um einer Angelegenheit willen geweckt wird, die ihn ganz und gar nichts angeht.

Damit war aber der gefoppte Gaspari durchaus nicht zufrieden. Er rief ein über's andere Mal Gott und die Nacht und die Welt zu Zeugen an, wie schnöde man ihn hintergangen habe.

Das wurde mir denn doch zu stark. Ich mußte ihm bemerken, daß die Beiden ganz unverfroren in seinem und meinem Beisein ihre Reise angekündigt, ja sogar die Stunde ihrer Abfahrt bezeichnet hätten, und daß ich mir jede anzügliche Redensart gegen einen

braven Mann und liebenswürdigen Reisegenossen verbäte!

Nun aber wollte dieser Mensch von mir erfahren, wohin sich unsere gemeinsamen Freunde gewendet hätten.

Da ich jedoch davon keinen Deut mehr wußte, denn er selber, so gab es ein Zwiegespräch ziemlich aufgeregter Gattung, darin ein jeder den anderen überschrie und ich ihn schließlich ohne Federlesen bitten mußte, mich zu verlassen und meinen Schlaf und meine Gemüthsruhe nicht weiter zu belästigen.

Mein Gott, er zwang mich dazu, wennschon ich im Stillen recht wohl begriff, wie dem biederen Gesellen zu Muthe sein mochte nach also verblüffender Lektion in der Menschen Kenntniß.

Zehntes Kapitel.

Unter den Briefen, die mir am anderen Morgen in's Haus gebracht wurden, befand sich eine Karte des Justizrathes p. p. c. und ein längeres Billet der Freifrau Clementine von Althahn.

Sie bat mich um den kleinen Freundschaftsdienst, mich in ihre Wohnung zu verfügen und, was sie dort als untauglich zu einer längeren Reise an Kleidungsstücken und anderen Dingen zurückgelassen habe, zusammen packen und an eine beigelegte Adresse senden zu lassen, welche keine andere als die des kleinen Hauses in jener kleinen Stadt war, wo ihre Mutter wohnte.

Ich achtete das für eine geringe Mühe und beeilte mich nicht, die Sache sofort nach Empfang des Briefes zu erledigen. Erst nach der Hauptmahlzeit verfügte ich mich gegen Abend behaglich schlendernd in das von der Baronin verlassene Quartier und dachte, mit hurtiger Hand bald aufgeräumt zu haben.

Aber gleich beim Eintritt in das erste Zimmer sah ich, daß ich besser früher angefangen hätte. Frau von Althahn mußte eine ganz erstaunliche Menge

von Garderobestücken mit sich führen, wenn das Zurückgebliebene der kleinere Theil war.

Die Wirthin, welche mir mit angeordneter Freundlichkeit die Schlüssel zu Stuben und Koffern überreichte, versäumte nicht, mir zu melden, daß Herr Fedor Gaspari tagsüber bereits zwei Mal den Versuch gemacht habe, in die Zimmer seiner verschwundenen Gebieterin einzudringen — aber eine Wirthin gleich dieser wich in keinem Jota von dem Auftrage solch einer guten Mietherin, wie ihr Frau von Althahn schon seit Jahren war, ab, und deren Auftrag war nun einmal, Niemand als mich in dies Heiligthum einzulassen.

Leider war der Gott daraus entflohen, da ich es zum ersten Mal betreten durfte, und der Kultus, den ich ihm nachträglich zu weihen hatte, nicht ohne Beihilfe der gewissenstüchtigen Wirthin zu leisten, die meine Andacht durch übermäßigen Gebrauch ihrer Muttersprache mehr als empfindlich störte.

Endlich hatte sie die Kleider und Mäntel, Schuhe und Wäsche regelrecht in meinem Beisein untergebracht. Die Koffer waren voll. Es blieb mir nur übrig, etliche Nippes und andere Kleinigkeiten beizupacken, einen Haufen Briefe zu verbrennen, verschiedene Rechnungen durchzusehen und was sonst so kleine Geschäfte waren, welche die schöne Frau in der noth-

gedrungenen Hast ihrer Abreise nicht selbst hatte besorgen können.

Ich that das alles gern, obwohl es darüber Nacht und Schlafenszeit wurde.

Die Wohnung war meiner Arbeit wegen mit sämmtlichen Lampen erleuchtet. Ich saß an dem schmalen Schreibtisch zwischen Papieren und Schlüsseln. Neben mir im Ofen brannte ein Feuerchen, das lediglich mit zerrissenen Briefschaften und bezahlten Rechnungen unterhalten wurde. Durch die offenen Fenster des Salons zog die Nachtluft mit kühlendem, würzigem Hauch; an den geschlossenen Fenstern klebte eine Schaar von Mücken und Nachtfaltern, die, durch den Schimmer der Lampen gelockt, sich nicht von den Scheiben trennen konnten. Aus der anderen Stube blinkten im Halbdunkel die Vorhänge eines leeren Bettes.

Ich dachte an mein eigenes Lager und sputete mich, die Aufgabe zu vollenden. Da, mitten in Arbeit und Behagen, hör' ich plötzlich eine Scheibe klirren. Ein Knall dicht neben meinem Tisch, ein Nachrieseln von Glasscherben und Splittern, und im Zimmer liegt zwischen Fenster und Schreibtisch ein faustgroßer, flacher Stein, wie ein Bachkiesel anzusehen.

Ich fand es recht unpraktisch, daß der aufmerk-

same Nachtwandler, der diese ziemlich massive Visitenkarte bei mir abgeben zu müssen gemeint, nicht den Weg durch's offene Fenster gewählt und lieber ohne Noth eine gute Glasscheibe zertrümmert hatte — das Schock fliegender Mücken und Falter gar nicht gerechnet, die dabei plötzlich um's Leben gekommen waren.

In der Absicht, diese meine Meinung dem Herrn auf der Straße mitzutheilen, verfügt' ich mich an's offene Fenster und lehnte mich hinaus.

Es war aber Niemand zu sehen und die Straße blieb leer, obgleich ich mich nicht entbrechen konnte, einige verbindliche Worte in die Nacht hinauszurufen, welche mehr der besonderen Erregung des Augenblicks als der sonstigen Höflichkeit entsprachen, die ich im Allgemeinen meinen Mitmenschen widme.

Ich öffnete zunächst sämmtliche Fenster, damit bei allenfallsiger Wiederkehr des Erbosten nicht noch einige Scheiben an seinen Seelenschmerz glauben müßten, und ging dann hin, den Stein vom Teppich aufzulesen, welcher mich so überflüssiger Weise in freundschaftlichem Bemühen unterbrochen hatte.

Siehe da, es war ein alter Bekannter!

Eine künstlerische Hand hatte ihn reich mit Arabesken von Immergrün und Vergißmeinnicht geschmückt und zwischen diese Kränze mit zierlichen

Blumenbuchstaben das entsetzliche Wort: Ewig! hineingemalt.

Ich begriff nun diese Aeußerung eines gekränkten Herzens und verzieh dem wüthenden Fedor Gaspari auch die Unvorsichtigkeit, mit der er bei eines Haares Breite mein unschuldiges Haupt getroffen hätte.

Aber ich beging keineswegs die von ihm vielleicht gewünschte Geschmacklosigkeit, diesen erinnerungsreichen Briefbeschwerer zu den anderen Sachen der Frau von Althahn zu packen; sondern postirte ihn nach reiflicher Ueberlegung auf ein kleines Sims zwischen zwei getrockneten Edelweißbüscheln über dem Schreibtisch.

Dort mögen ihn spätere Bewohner dieser Stube gefunden und von ihm landesüblichen Gebrauch gemacht haben. Den Weg durch's Fenster hat er hoffentlich nicht noch einmal zurückgelegt.

Ich schloß die Koffer, schrieb die Adressen, bezahlte die zerbrochene Scheibe und empfahl mich der trefflichen Wirthin, die mir hilfreichen Dienst geleistet hatte.

Als ich mich am anderen Mittag nach Fedor Gaspari erkundigte, erhielt ich den Bescheid, daß er in verwichener Nacht abgereist sei.

Er machte zunächst allerhand Kreuz- und Quer-

züge in der Absicht, den Entschwundenen irgendwo in den Weg zu treten.

Aber ein so durchtriebener und vielgereister Herr, wie der lustige Justizrath war, wußte seine Wege zu wählen und die Spur hinter sich zu verwischen, wenn er auf der Reise nicht gestört werden wollte.

Nach Odessa verlockte es Gaspari für einige Zeit durchaus nicht.

Die Familie seiner früheren Braut war dort so angesehen und die Verlobung eine so allgemein bekannte Sache gewesen, daß der Rückgang solcher Angelegenheit nur ihm zur Last gelegt werden konnte, auch wenn Olga's Verwandtschaft nicht in verzeihlichem Eifer dafür gesorgt hätte, vor aller Welt ihm die Schuld reichlich beizumessen.

Unter solchen Umständen wollte nun Gaspari seinen Einzug in die Vaterstadt nicht halten.

Er war gewohnt, den Kopf hoch, sehr hoch zu tragen. Und hier hätt' er ihn denn doch zuweilen etwas bücken oder bei Seite drehen müssen, um nicht zu merken, daß man ihn verdrießlich ansah und ihn nicht mit der altgewohnten uneingeschränkten Werthschätzung bewillkommnete.

War der erste Sturm der Entrüstung einmal verbraust, dann war auch die Sache ein für allemal abgethan.

Dieses abzuwarten, ging Fedor für geraume Zeit nach Paris, wo, wie man ihm gesagt hatte, ein guter Russe für Alles seinen Trost findet.

Da er nun des Trostes doppelt bedürftig war und die Angelegenheiten seines von Archangel bis Cincinnati berühmten Kaufhauses merkwürdiger Weise auch ohne seine unmittelbare und persönliche Leitung nach wie vor gediehen, so blieb Fedor viel länger in Paris, als es seine Anfangs ausgesprochene Absicht war, und wenn er noch nicht heimgekehrt, so ist er vielleicht noch dort. —

Bei meiner Rückkunft in Berlin fand ich von meinem Justizrath noch keine Spur.

Der treffliche Doctor, welcher ihn zur Sommerzeit in seiner Abwesenheit vertritt, sagte mir, daß der Urlaub, den jener sich selbst gegeben, noch nicht abgelaufen und daß einem so viel beschäftigten Manne einige Zeit ungestörter Erholung wohl zu gönnen sei.

Er wollte seit der Abreise des Justizrathes von Berlin soviel wie Nichts von ihm gehört haben. Und wenn er dennoch etwas gehört hatte, so war er jedenfalls nicht beauftragt, es mir oder sonst Jemand mitzutheilen.

Man sieht, man vermißt einander in der großen Stadt nicht alle Tage. So war mir, da ich eigenen Angelegenheiten nachging, der Justizrath und sein

Abenteuer ziemlich aus dem Gedächtniß gekommen, als ich etwa sechs Wochen später einen Brief von ihm erhielt, der, so wunderlich lakonisch er abgefaßt war, mein Interesse auf's Neue anregte.

Das kurze Schreiben war aus Venedig datirt und enthielt folgende Worte:

„Theurer Freund!

Ich bitte um eine kleine Gefälligkeit, wenn es Ihre Zeit gestattet!

Ich weile dermalen hier ganz allein — es war nicht immer so! Ich reise auch allein von hier ab — Man muß sich an alles Neue gewöhnen.

Ich werde am . . . . durch N (eine kleine Provinzialstadt) reisen. Ich möchte dort nicht länger als vierundzwanzig Stunden verweilen.

Ich weiß nämlich ganz genau, daß es mir auch nichts helfen würde, wenn ich länger bliebe. Indessen . . . der Mensch ist schwach, unter den Menschen besonders der Mann und unter den Männern ich erst recht. Kommen Sie mir die halbe Tagereise auf der Bahn entgegen. Im Angesichte des Gerechten werde ich mich schämen, tapfer sein und es bei den bereits begangenen Dummheiten bewenden lassen. So bewahren Sie mich vor einem Rückfall und führen mich wohlbehalten

in meine Kanzlei und in meine Junggesellenruhe zurück.

Wennschon keine Bürgerkrone, vielleicht nicht einmal eine Rettungsmedaille, so ist Ihnen für diesen Liebesdienst doch meine dankbare Freundschaft für alle Zeiten gewiß.

U. s. w."

Ich reiste bald nach Empfang dieses Briefes ab und gelangte so in jenes Landstädtchen, in dessen Umgebung sich Clementinens Geschichte zum größten Theil abgespielt hat.

Da ich dort in freundschaftlicher Ungeduld und Vorsorge einige Tage vor dem Justizrath eintraf, hatt' ich Zeit und Gelegenheit genug, die Materialien zu den beiden Erzählungen zu sammeln, welche hier vorliegen.

Mein rechtsgelehrter Freund hielt mit der Versicherung seines Dankes und seiner Anerkennung nicht zurück, als er, aus dem Wagen steigend, mich auf dem Eisenbahnperron seiner harrend fand.

Er sah vortrefflich aus, hing sich vertraulich in meinen Arm und plauderte mir ausführlich, aber unzusammenhängend von seiner Reise vor, aus dem Hundertsten in's Tausendste gerathend, bei keinem Ergebniß, bei keiner Betrachtung verweilend, und die Hauptsache so wenig wie möglich berührend.

Er schwärmte für Gondeln, Gallerieen, Kirchen und Paläste, für den Markusplatz und die benachbarten Inseln, lobte alle Sorbetti und tadelte mit dem ganzen Ingrimm eines wahren Feinschmeckers den verwerflichen Asti spumante, den sogenannten Sect der Italiener.

Nachdem er sich über all diesen Expektorationen sorgfältig umgekleidet hatte, erbat er sich ein Stündchen Urlaub, um einen einzigen Besuch zu machen. Zum Diner wollten wir uns wieder in meinem Gasthofe treffen.

Wem der Besuch galt, das brauchte keiner Frage.

Aus der einen Stunde wurden aber etwas mehr als dreie — wie ich das auch nicht anders erwartet hatte — und als wir uns endlich zu Tische setzten, fand ich meinen Freund für einen Mann von so eminenter Schlauheit und von so praktischer Berufsthätigkeit in auffallend lyrischer Stimmung.

Beim Essen wurde zwar seine Gemüthsverfassung manchmal etwas aufgeheitert, aber doch nicht mehr, als etwa ein trüber Tag durch einen fürwitzigen Sonnenblick, der lachend durchs Gewölke bricht, um gleich wieder vom allumfassenden Grau verschlungen zu werden.

Nach der Mahlzeit bemerkten wir, daß noch zwei volle Stunden bis zur Abfahrt des Courierzuges nach

Berlin übrig blieben. Und da in dem stillen Städtchen sonst nichts anzugeben war, schlug mir der Justizrath einen Spaziergang vor.

Wir wandelten also Arm in Arm durch die wenig belebten, fast lautlosen, schlecht erleuchteten und noch viel schlechter gepflasterten Straßen des Ortes.

Mein Freund ließ noch einmal die Erlebnisse der letzten Wochen vor seinem inneren Auge Revue passiren und gab hie und da durch einige freundlich ausgesprochenen Sätze von dieser halbverschwiegenen Geistesthätigkeit Zeugniß.

Da ich nicht gekommen war, um ihn zu stören, sondern um ihm eine genau präzisirte Gefälligkeit zu erweisen, und überhaupt die Freundschaft nicht dazu eingerichtet halte, daß man einander ohne dringende Noth unangenehme Dinge sage oder gar unerbetene Rathschläge aufdringe, so hielt ich es für meine Pflicht, den Guten einen sentimentalen Abend lang gewähren zu lassen, und war sogar darauf gefaßt, daß wir in der Ausführlichkeit des Abschiednehmens von dieser schönen Gegend den Nachtzug nach Berlin versäumen würden.

Je näher die Scheidestunde heranrückte, desto mittheilsamer wurde der Justizrath. Und als er endlich vor einer Straßenecke säumend einen vernehmlichen Seufzer ausstieß, glaubt' ich denn doch, ent-

gegen sonstiger Gewohnheit, Veranlassung nehmen zu müssen, schwankenden Entschlüssen eine willkommene Handhabe zu bieten.

Ich ließ seinen Arm fallen, stellte mich ihm gegenüber in den Weg und sagte im Tone eines leidlich vernünftigen Menschen: „Hören Sie einmal zu, Justizrath! Das Scheiden wird Ihnen heut auffallend schwer . . . Warum die Quälerei? . . . Heirathen Sie doch Frau von Althahn! Das wäre ein schöner Schluß!“

Des Schwärmenden Augen schienen sich plötzlich zu klären und zu härten. Er sah mich erst schweigend an und sagte dann ohne jegliches Lächeln auf den Lippen: „Ein schöner Schluß? . . . für eine Ihrer Geschichten vielleicht . . . aber für mein Leben gewiß nicht!“

Er schüttelte das Haupt, bewog mich zum Weiterschreiten und fuhr dann heiterer fort: „Wollen Sie, mein Lieber, sich Ihre Romanschlüsse gefälligst allein machen!“

„Keine anderen, als die mir die Beobachtung des Lebens an die Hand giebt!“ antwortete ich lachend. „Ich gehöre nicht zu denen, welche sich berufen fühlen, an der Menschennatur Schönfärberei zu treiben und das gerade für Poesie halten. Die Natur lacht

solcher Kindereien. Ihr nachahmend nahe kommen, das ist die höchste Kunst!"

„Nicht für Alle!" versetzte mir der lebenskluge Mann. „So werden Sie kein „groß Publikum" haben."

„Mag wohl sein!" sagt' ich. „Dann werd' ich mich mit den ewigen Worten trösten:
Mach es Wenigen recht. Vielen gefallen ist schlimm!"

„Ja, ja!" versetzte der Justizrath, aber ich hört' es am Klang seiner Stimme, daß er schon wieder mit etwas ganz Anderem beschäftigt sein mußte, als davon ich sprach.

Da hielt er im Gehen inne, drückte meinen Arm fest an sich, hob den Kopf in die Höh' und sagte leise: „Sehen Sie?"

Wir standen vor einem alten, schmalen, zweistöckigen Hause, das mit seinem hohen, dreieckigen Giebel zwischen den größeren moderneren Bauten aussah wie ein Zwerg mit einer Zipfelmütze, der in's Gedränge gekommen ist.

Im Erdgeschoß waren Thür und Läden zu. Im Oberstock waren die drei der Straße zugewandten Fenster hell erleuchtet.

Schön gefaltete Gardinen umrahmten die Scheiben. Auf einem Tischchen nahe dem letzten Fenster sah man in einer Vase einen Blumenstrauß stehen.

Die Lampe daneben funkelte und blitzte gar anheimelnd in die Nacht hinaus.

Eine alte Frau mit weiß bebänderter Haube saß an dem Tischchen. Man sah nur das Haupt und die Schultern, aber nach deren Haltung zu schließen, war sie mit einer Handarbeit beschäftigt.

Vor dem mittleren Fenster stand aufrecht eine andere, zierliche Gestalt . . . Clementine von Althahn.

Sie schien zu plaudern und zu lachen und spielte dabei gar anmuthig mit einem winzigen Zottelhündchen, das sie scherzend in beiden Händen und, wenn es sich darüber recht ungebärdig stellte, beruhigend und schmeichelnd an ihre Wange drückte.

Nun erhob sich die alte Frau; sie schien etwas zu sagen. Die Andere wandte sich, und dann verschwanden beide Figuren aus dem Glanze der Lampen, die sie beleuchtet hatten.

Nach einer Weile — sie mochte der Mutter über die Treppe das Geleite gegeben haben — erschien Clementine wieder. Das Zottelhündchen saß neben ihr auf dem Fensterkissen. Sie stand da wie eine Bildsäule, so unbeweglich, aber auch so schön, die Arme unter dem Busen verschränkt, die Augen nach den Sternen gewendet.

Wir hielten uns im Schatten. Sie konnte unser nicht gewahr werden.

„Einsam!“ sagt' ich. Ich weiß nicht, warum ich plötzlich das Wort laut aussprechen mußte.

„Sie will es sein!“ antwortete der Justizrath.

Und wieder versanken wir in Schweigen und ich gönnte dem Freunde diesen langen, stummen, herzlichen Abschied.

Endlich regte sich Clementine. Sie kehrte den Blick in's Innere der Stube, jagte das Hündchen vom Polster, streckte den Arm aus und ein weißer Vorhang rollte vor das schöne Bild des einsamen Weibes.

„Gute Nacht!“ sagte leise die männliche Stimme neben mir.

„Justizrath!“

„Mein Freund?“

„Wollen Sie — hier bleiben?“

„Nein!“

„Dann ist es Zeit, abzufahren.“

„Andiamo dunque!“

Er wandte sich im Gehen noch einmal um, führte die Hand an die Lippen und sagte laut: „Lebe wohl!“

In etlichen Minuten erreichten wir den Bahnhof, wohin unser Gepäck schon vorausgebracht worden war.

Die Lokomotive pfiff, wir fuhren ab und über die kühngeschwungene Brücke dahin, von deren Höhe wir noch einmal auf das zurückschwindende Städtchen

und die baumreiche Gegend blickten, welche der aufgehende Mond jetzt so freundlich beleuchtete.

Die Nacht war schön und klar, am Himmel gingen die ewigen Sterne nach angeborenen Gesetzen ihre Wege. Die Menschen drunten auf der Erde thaten desgleichen. —

Es liegt nicht in meiner Art, den Justizrath zu fragen, ob er es mit seiner angestrengten Thätigkeit, seinen geselligen Verpflichtungen und seinen seelischen Bedürfnissen in Einklang findet, ab und zu der Einsamen einen Tag zu widmen und die nicht eben weite Reise hin und zurück an einen Besuch zu wagen.

Nach der Innigkeit seines damaligen Abschiedes bin ich eher geneigt, das Gegentheil zu glauben, und überdies ist der Mann mit Arbeit allzugrausam überhäuft.

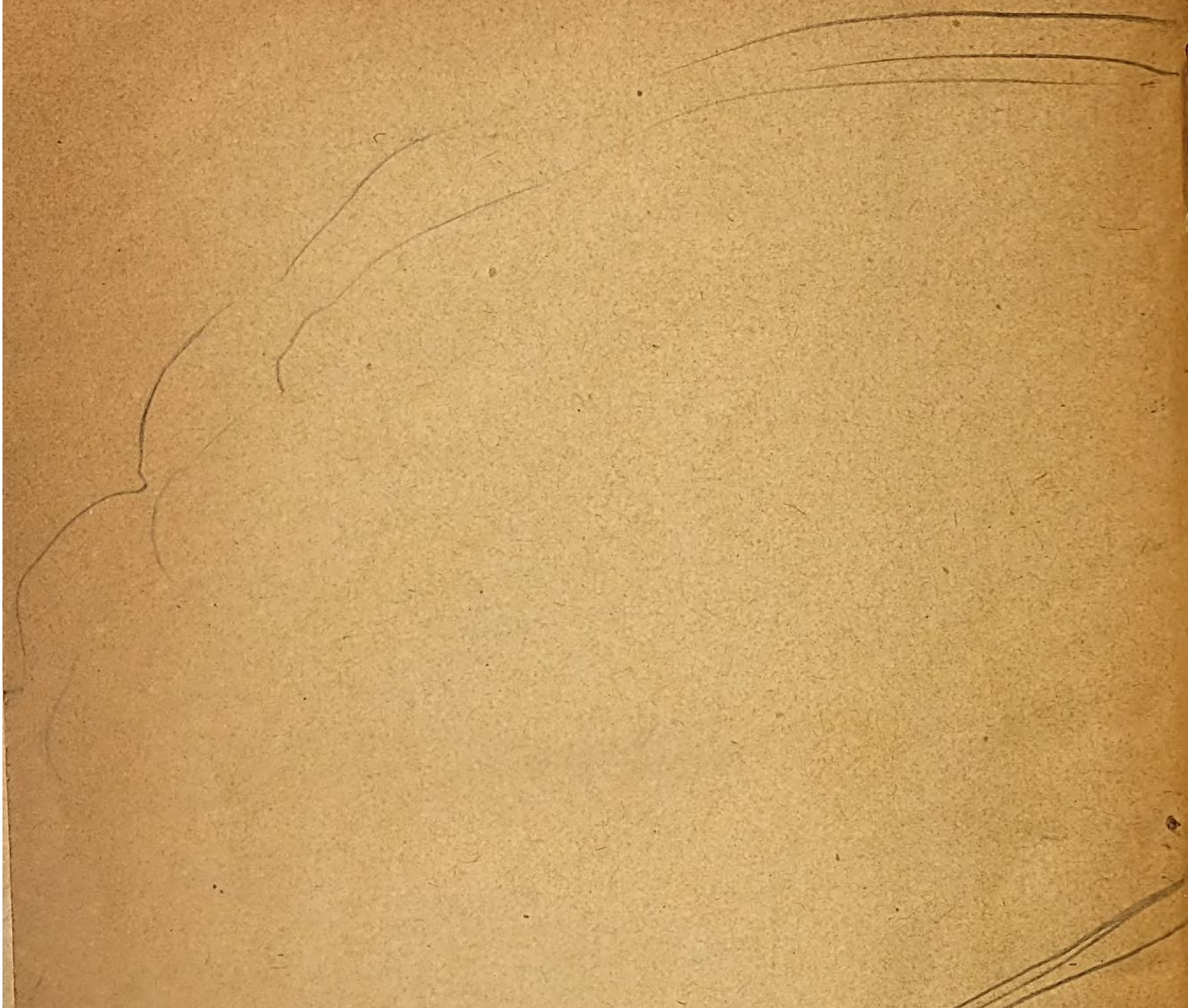
Sollt' ich jedoch einmal zufälliger Weise Genaues darüber erfahren, so werd' ich mir das Recht nicht nehmen lassen, es nachträglich zu berichten.

Für heute sag' ich zum Leser wie mein Freund zur Einsamen: Lebe wohl! . . . aber mit der angenehmen Erwartung, ihn bald und des Oefteren wiederzusehen.

B. $\frac{\text{3. October 79.}}{\text{3. März 81.}}$

Ende.

Buchdruckerei T. Moritz Hofmann, Dresden, Trompeterstraße 20.
Papier von Berth. Siegismund, Leipzig.



Hopfen, Hans,

Die Einsame zwei Novellen in einer

Bd.: 2. Band

1882